Historische Katechese
in auserlesenen
Beispielen, Erzählungen u. Parabeln
über die
gesammte christkatholische Glaubens-, Sitten- und Tugendmittel-Lehre.

Ein Anhang
zur dritten Auflage der „Ausführlichen Katechese“ des
P. Jldephons Da Bressanvido.

Zugleich
ein christliches Lesebuch für Schule und Haus.

Gesammelt und herausgegeben
von
Dr. Theol. **Joseph Zinsler,**
Pfarrkurat in Weinried im Bisthum Augsburg.

in 4 Bänden.

Drittes Bändchen.

I. Von der Hoffnung und dem Gebet.
II. Von der Liebe Gottes.

Augsburg, 1854.
Verlag von J. A. Schlosser's Buchhandlung.

Inhalt.

Von den zehn Geboten Gottes.

Verschiedene Beispiele über das IV. Gebot.

Von den Geboten der heil. katholischen Kirche.

1. Ueber die Uebertretung der Gebote Gottes sollte Jedermann staunen und zittern, oder: Abt Orontes mit dem verkehrten Rock.

In einer jener Einöden und Wüsteneien des Orients, welche seit dem vierten Jahrhunderte von zahlreichen Einsiedlern bewohnt wurden, die nur an Sonn- und Festtagen zum Gottesdienste sich versammelten, sah man einst den ehrwürdigen Abt Orontes in sehr befreundlicher Gestalt in die Kirchenhalle eintreten. Er hatte nämlich seinen Mantel verkehrt angenommen, so daß das untere Ende über die Schultern hing; und solch ein Anzug war geeignet, selbst in der thebäischen Wüste Aufsehen zu machen. Wie nun der ernsthafte Mann ganz ruhig im Chore stand, mit der Miene eines Unbefangenen, der an sich selber nichts Unschickliches wahrnimmt, kamen die Aufseher der Kirche zu ihm, und sprachen: Abt Orontes! bist du bei Trost? Siehst du nicht die Menge der Pilger und Fremdlinge ringsumher? Bemerkest du nicht, wie sie mit dem Finger auf dich zeigen, und dich für unsinnig halten? Orontes erkundigte sich um die Veranlassung dieses Aufsehens, und erkannte leichtlich, welchen Fehler er in der Zerstreuung begangen; inzwischen kränkte er sich so wenig darüber, daß er vielmehr, die Gelegenheit zu einer erklecklichen Strafpredigt benützend, mit großem Ernste vor die Fremdlinge hintrat, und ganz trocken sie anredete: „Ihr Leute habet den Berg Sinai umgestürzt, d. h. Gottes

Gebote übertreten, und Niemand hat davon viel Aufhebens gemacht; ich aber habe bloß meinen Mantel umgewendet, und sogleich fraget ihr: „Warum trägt dieser Narr seinen Mantel verkehrt? Gehet lieber hin, und bauet wieder auf und ordnet, was ihr zerstört und umgestürzet habet, so will auch ich meinerseits wieder ordnen, das Gewand, das ich ungeschickt angezogen habe!"

(Veiths heilige Berge.)

---

2. Halte nur das erste Gebot Gottes, und du wirst keines übertreten, oder: das Bekenntniß eines Verurtheilten.

Im Jahre 1815, am 18. März, fand in der Schweiz eine Hinrichtung statt. Der Missethäter, der da vom Leben zum Tode gebracht wurde, war vorher ein Schullehrer, und ein Mann von eben nicht gar geringen Fähigkeiten. Derselbe hatte sehr viel gelesen, war aber doch, weil nicht wissenschaftlich gebildet und nicht bis auf den Grund der Sache gelehrt, bloß ein gewöhnlicher Halbwisser. Vom Dünkel aufgebläht — ward er von der göttlichen Gnade verlassen; denn „Gott widersteht dem Hoffärtigen, und gibt nur dem Demüthigen seine Gnade." Es verlosch in ihm, wie er selbst eingestand, allmählig das Licht des Glaubens. Es wich die Furcht des Herrn aus seinem Herzen, und mit ihr auch die Tugend. Er fiel in die Sünde des Ehebruchs. Damit jedoch dieses Verbrechen nicht ruchbar werden möchte, suchte er die betheiligte Person durch Gift aus dem Wege zu räumen, welches jedoch andere Personen als jene, der es vermeint war, genossen, und daran starben. Dieser Giftmischung verdächtig, — wurde er nun gefänglich eingezogen, und nach geschlossener Untersuchung zum Tode verurtheilt.

Als er nach Verkündigung des Todesurtheils in das gewöhnliche Zimmer der Missethäter oder sogenannten armen Sünder gebracht worden war, und ein Priester, der ihn zum Tode vorbereiten sollte, sich bei ihm einfand, begann er mit diesem über die politischen Begebenheiten jener Zeit, über Sokrates im Kerker, und über Mehreres dergleichen zu reden. Es geschah dieses, weil er dafür hielt, daß er nicht sterben

dürfe. Er sah sich selbst nämlich für den wichtigsten Mann seines Bezirkes an, der wohl begnadigt werden müßte. So sehr war er von sich eingenommen! so sehr baute er auf seine vermeintliche Verstandeskraft, und so wenig auf Gott!... Der Priester machte ihm begreiflich, daß seine Begnadigung durchaus nicht mehr stattfinden könne, da ja Behufs derselben der souveräne Rath binnen zwei Tagen nimmer zusammen zu treten vermöge, am dritten Tage aber das Urtheil vollzogen werden müsse. Jetzt fiel der Dünkelhafte in Ohnmacht. Als er sich wieder erholt hatte, da sprach der Priester zu ihm: „Wie ich wahrnehme, so hat dir nicht der Richter das Leben abgesprochen, sondern es ist dieß von mir geschehen. Nun — das gegenwärtige Leben verlierest du ganz gewiß; ich verheiße dir aber im Namen Jesu Christi, der auch dich mit seinem Blute erkauft hat, ein anderes, das ewige Leben. Höre das Wort, und gaube!" Der Priester verkündigte ihm hierauf mehrere Stunden lang Gottes Wort aus den Propheten und Aposteln, und erklärte ihm insbesondere zur Erforschung seines Innern die zehn Gebote Gottes. Jetzt wurde der Mann durch die Kraft des göttlichen Wortes und unter dem Einwirken der Gnade ganz zerknirscht, und es ward in ihm lichthell. Er redete nur mehr von geistlichen Dingen; seine merkwürdigste, eigentlich hieher gehörige Aeußerung, derentwegen eben das Berühmte wenige aus seinem Leben hervorgehoben wurde, war aber das Bekenntniß, daß, wenn er das erste Gebot nicht übertreten hätte, er wohl keines der übrigen Gebote übertreten haben würde.

Dieses Gebot ist seiner Vortrefflichkeit wegen mit Recht das Erste. Es ist das vornehmste und erstreckt sich wirklich sehr weit, so daß, wenn man auf den eigentlichen Ursprung der Sünden, Verbrechen und Laster schaut, man ihre Wurzel in der Uebertretung des ersten Gebotes findet. (Dr. Haid.)

---

3. Wir dürfen und sollen die Heiligen verehren, oder: Die kräftige Antwort.

Im vierten Jahrhunderte lebte der Irrlehrer Vigilantius, welcher mit verboster Wuth gegen die Verehrung der Heiligen eiferte, weil dieselbe der Anbetung Gottes entgegen sei und Gottes Ehre schmälere. Der große Kirchenvater Hiero-

nymus trat als sein Gegner auf und gab ihm folgende kräftige und entscheidende Antwort: O unsinnniger Kopf! Wer hat je die Märtyrer angebetet? Wer hat noch je einen Menschen für Gott gehalten? Wir loben Gott in seinen Heiligen, und die Heiligen in Gott, so wie wir Gott in dem Nächsten und den Nächsten in Gott lieben. So wenig nun die Gott schuldige Liebe dadurch gemindert wird, daß wir unsere Mitmenschen als Kinder Gottes wegen Gott lieben, eben so wenig wird der Ehre Gottes dadurch Etwas entzogen, daß wir die Heiligen als Freunde Gottes wegen Gott verehren, sondern sie wird im Gegentheile eben so durch die Verehrung der Heiligen vergrößert, wie die Liebe gegen Gott in dem Maaße zunimmt, als wir den Nächsten lieben. Wem wird wohl einfallen, zu sagen: daß die Ehre, so man einem Fürsten schuldig ist, vermindert werde, wenn man nebst ihm seine Mutter, Kinder, Freunde, und treuen Diener verehrt? Wird nicht im Gegentheile seine Ehre vermehrt, indem sie ja nur seinetwegen verehrt werden, sowie dagegen die Beschimpfung die man diesen zufügt, auf den Fürsten selbst zurückfällt? Deßwegen sagt Christus: „Wer euch höret, der höret mich; wer euch verachtet, verachtet mich." (Luc. 10, 16.) „Was ihr aber einem aus den geringsten meiner Brüder gethan habet, das habet ihr mir gethan." (Math. 25, 40.) (Cf. Krauth. II. T. S. 283.)

Daß man die Heiligen nicht um ihrer selbst, sondern um Gottes willen verehren müsse, dieß erkannten von jeher die Heiligen selbst, sie erkennen es noch und werden es in alle Ewigkeit erkennen. Die jungfräuliche Mutter sang nicht: „Ich habe große Dinge gethan, darum werde ich hochverehrt werden" — sondern: Er, der mächtig ist, hat große Dinge an mir gethan, und heilig ist sein Name. Er hat hernieder gesehen auf die Demuth seiner Magd. Siehe! von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter." (Luc. 1, 48, 49.)

---

4. Die Heiligen wissen um uns, oder: Eine wunderbare Gabe des Sehens und Wissens bei einigen Heiligen.

Hat nicht Gott der Herr seine Propheten im alten Testamente schon im Leben sehr viele wunderbare Blicke in die

fernste Zukunft thun, und durch sie die kleinsten Einzelnheiten vom Leben und Leiden des künftigen Messias verkünden lassen? Mit einer ähnlichen Gabe hat Gott auch im Neuen Testamente so manche von seinen frommen Dienern ausgerüstet. Wir wissen dieß von dem heiligen Anselm, von dem heiligen Benedikt, und von dem heiligen Franz von Xavier. — Einer der tiefsinnigsten Lehrer, der heilige Anselm, war einst, als er in den Büchern der Propheten las, von Zweifeln heimgesucht, wie es denn möglich gewesen sei, daß Gott diese Auserwählten der Vorzeit so ferne Ereignisse und Personen sehen ließ. Und siehe! da ward er plötzlich von so klarem Lichte umflossen, daß er, obwohl von den vier Wänden seiner Kammer umgeben, doch aufs deutlichste beobachtete und sah, was ein jeglicher von den Religiosen seines Klosters eben vornahm, wie der eine zur Glocke ging, um das Zeichen zur Matutin zu geben, ein Zweiter von seinem Lager sich erhob, ein Dritter noch auf der Strohmatte sich dehnte, ein Vierter noch schläfrig in den Chor wanderte, Andere aber schon ganz munter daselbst knieten. Alle diese sah er so deutlich, als wäre er mitten unter ihnen gestanden. — Noch verwundernswerther ist, was Gregor der Große von dem heiligen Benedikt bezeugt: „Wie von einem einzigen Sonnenstrahle gesammelt, ward die ganze Welt seinem Auge vorgestellt."

Mehr bekannt noch ist jene unbezweifelbare, von der ganzen Stadt Malacca bezeugte Begebenheit, wie daselbst zur Zeit einer allgemeinen Sorge und Bestürzung wegen eines Feldzuges zur See gegen die Barbaren, der heilige Franz von Xavier, eben auf der Kanzel beschäftigt, plötzlich seine Rede unterbrach mit glänzendem Angesichte und verwandtem Auge, eine Zeit lang wie verklärt dastand, und dann dem erstaunten Volke den Gang der eben gelieferten Seeschlacht, den errungenen Sieg und den Tag der Rückkehr der Sieger auf eine Weise verkündete, die sich in Kurzem auf's Vollkommenste bestätigte.

(Dr. Veiths homilet. Vorträge.)

---

5. Die heiligen Gottes wissen um uns.

Wie es möglich sei, in Gott und durch seine Anschauung zugleich auch jedes einzelne erschaffene Wesen, alle und jeden einzelnen Engel und Heiligen Gottes, soviel uns Gott davon nach dem Maaße unserer Empfänglichkeit offenbaren will, auf einen Blick zu sehen und zu erkennen, erklärt uns ganz einfach und doch so schön die heilige Theresia, indem sie sagt, sie stelle sich den Himmel und die Anschauung Gottes vor wie einen weiten Saal, in welchem sich ein ungeheuer großer Spiegel befinde, und wo nebstdem der ganze Saal mit unzählbaren verschiedenen kleinern und größern Spiegeln geschmückt sei. — Wer nun in den großen Spiegel schaut, der sieht nicht blos in den Spiegel, und sich selbst in ihm, sondern er sieht zugleich alle Spiegel, welche im Saale sind und Alles, was in jedem einzelnen Spiegel sich darstellt, so weit sein Auge zu fassen und zu unterscheiden es vermag. Die erleuchtete heilige Gertrud gibt darüber Zeugniß. Es erschien ihr einstens eine ihrer verstorbenen Ordensjungfrauen, und theilte ihr wunderbare Dinge in Bezug auf die himmlische Glorie mit. „Wie kommst du," fragte die heilige Gertrud „zu solcher Wissenschaft, da du doch im Leben eine der einfältigsten Schwestern gewesen bist?" — „Es ist genug," — war die Antwort, „ein einzigesmal Gott anzuschauen, um Alles zu erlernen;" und diese große Wahrheit wird durch die Worte des heiligen Gregor bestätiget: „Wir dürfen gewiß glauben, daß den Heiligen, welche innerlich Gott anschauen, äußerlich nichts verborgen sei." —

(„Himmelskrone.")

---

6. Wirkungen der Heiligen-Verehrung, oder: Heilung der kranken Geschwister Paulus und Paladia in der St. Stephans-Kapelle zu Hippo.

Unter dem Episcopat des heiligen Augustinus ereignete sich zu Hippo folgende von ihm selbst erzählte Geschichte:

Zu Cäsarea, in Kappadozien, lebte eine Wittwe mit zehn Kindern. Bald nach des Vaters Tode verging sich der älteste Sohn gegen seine Mutter, zuerst mit abscheulichen Worten, dann mit frevelnder Hand, ohne daß von sämmt-

lich gegenwärtigen Geschwistern Eins derselben auch nur im Mindesten sich darum bekümmerte. Außer sich vor Gram und vor Zorn beschloß die Mutter den unnatürlichen Sohn zu verfluchen, machte früh Morgens sich auf zur Kirche, und im Hingehen ward ihr, wie man meinte, vom Teufel, der in Gestalt ihres Schwagers sie ansprach, der Rath gegeben, den Fluch über alle ihre Kinder herabzufluchen. Sie warf sich in der Kirche vor dem Taufborn, mit fliegenden Haaren und entblöstem Busen, auf den Fußboden, und bat Gott, an ihren Kindern ein furchtbares Beispiel zu geben; sie möchten unstät und flüchtig sein! Von Stund an ward der älteste Sohn, dann wurden nach und nach, in Folge des Alters, alle Kinder binnen einem Jahre mit schrecklichem Zittern befallen, welches auch im Schlafe sie nicht verließ. Der Abscheu der Nachbarn, Gram, Gewissensbisse, die nicht durch wahre Buße geheilt wurden, stürzten die unselige Mutter in Verzweiflung, sie erhenkte sich.

Scham und Elend streute die Kinder auseinander. Der zweite Sohn ward wunderbar gesund zu Ravenna, bei Ueberbleibseln des heiligen Märtyrers Laurentius. Das Schicksal von sieben dieser Geschwisterte ist unbekannt. Paulus der sechste Sohn, und seine Schwester Paladia, wanderten selbander umher nach Orten, von denen gesagt ward, daß Wunder dort geschähen. Umsonst suchten sie die Ueberbleibsel des heiligen Stephanus zu Ancona in Italien, umsonst zu Uzala in Afrika. Beiden ward durch Gesichte befohlen, gen Hippo zu gehen, wo sie vierzehn Tage vor Ostern ankamen. Täglich besuchten sie dort die Kirche, und in ihr die nach dort aufbewahrten Ueberbleibseln des Erstlingsmärtyrers benannte Stephans-Kapelle, und beteten vor den Augen vieler Gläubigen mit heißen Thränen um Verzeihung ihrer Sünde und um leibliche Genesung.

Am Osterfest, als die Gemeinde schon sehr zahlreich in der Kirche versammelt war, und Paulus mit den Händen das Gitter der Stephans-Kapelle umschlang, fiel er auf einmal auf den Boden und blieb liegen, gleich als läge er in sanftem Schlafe und zitterte nicht mehr. Viele liefen zu Augustinus in die Sakristei, als er eben im Begriffe war, hinzugehen zum Altar. Jeder wollte ihm die Nachricht bringen. Indem er im Herzen Gott dafür dankte, kam, geleitet von vielen der Gemeinde, der vollkommen geheilte Jüngling ihm

entgegen, uud warf sich ihm zu Füßen. Augustin hub ihn auf und küßte ihn. Allenthalben erscholl in der Kirche: „Gott sei Dank! Geiobt sei Gott!“ Und als Augustinus das Volk begrüßte, erhub sich lauter der oftmal wiederholte Ruf.

Als endlich das Volk stille ward, und dann die gewöhnlichen Vorlesungen aus der heiligen Schrift gehalten worden, sagte Augustinus: „Wir pflegen zwar eine Denkschrift der Wunder zu lesen, welche durch die Fürbitte des seligen Märtyrers Stephanus gewirkt worden; aber die Gegenwart dieses Jünglings sei statt der Denkschrift; wir bedürfen keiner andern, als seines Angesichtes.“ —

Er redete darauf wenige Worte, entschuldigte sich mit seiner Schwäche (er war im 71. Jahre, hatte am Tage zuvor, am Charsamstage, bis zum Abende gefastet, und den größten Theil der Nacht in der Kirche zugebracht, wo er das Taufwasser geweiht und Viele getauft hatte) und fügte hinzu: er wolle die Beredsamkeit Gottes reden lassen, der durch dieses Wunder so kräftig sich ausspräche.

Er ließ den Paulus zu Mittag bei sich essen, wo dieser ihm mündlich seine Geschichte von Anfang an erzählte, so wie sie hier, jedoch in der Kürze berichtet worden. Darauf ließ er eine Denkschrift verfassen, und versprach am Ostermorgen der Gemeinde, sie am Osterdienstage vorlesen zu lassen.

Während sie am Osterdienstage verlesen ward, ließ er den Paulus und die Palladia auf den Stufen der Kanzel stehen, um durch den Anblick des genesenen Bruders und der zitternden Schwester die Gemeinde zum Preise Gottes für jenen, zur Fürbitte für diese zu ermuntern.

Als die Denkschrift verlesen ward, hieß er beide abgehen, und predigte. Zuvörderst hielt er Eltern und Kindern ihre gegenseitigen Pflichten vor; dann forderte er sie auf zum Danke für das geschehene Wunder. Er erzählte auch andere Wunder, welche Gott durch die Fürbitte des heiligen Stephanus bei dessen Ueberbleibseln gewirkt habe zu Ancona und Uzala, und indem er sprach, ward er unterbrochen durch lauten, aus der Stephans-Kapelle her schallenden Ruf: „Ehre sei Gott! Lob sei Jesu Christo!“ —

Denn kaum hatte Palladia die Schranken der Kanzel berührt, als sie hingefallen, wie ihr Bruder, und erwacht war, wie er. Die es gesehen hatten priesen Gott, das Volk

strömte hinzu, und indem Augustinus, den die Zuhörer verließen, fragte, was es sei? ward Palladia herbeigeführt. Man stellte sie auf die Stufen der Kanzel unter Augustinus, wo noch eben ihr jammervoller Anblick Thränen des Mitleids entlockt hatte denen, die anjetzt frohlockend Gott priesen und Freudenthränen weinten. „Was war" fragte Augustinus, was war in den Herzen dieser Jauchzenden; was Anders als der Glaube an Christum, für den das Blut des Stephanus vergossen ward?"

Als im folgenden Jahre 426 Augustinus dieses schrieb, waren gegen siebenzig Denkschriften von Wundern, welche Gott durch die Fürbitte des heiligen Stephanus vor dessen Ueberbleibseln zu Hippo gethan hatte, aufgezeichnet worden, und viele waren dort geschehen, von denen keine Denkschrift zeugte. Weit mehr aber waren, sagt der Kirchenvater, zu Kalama geschehen, viele auch zu Uzala.

7. Wirkungen der Heiligenverehrung, oder: Heilung eines Blinden bei Erhebung der Leichname der beiden Martyrer Gervasius und Protasius.

Der heilige Ambrosius wurde von den Gläubigen zu Mailand ersucht, eine neue Kirche zu weihen. Er versprach es, wofern er Ueberbleibsel von Martyrern fände. Da offenbarte ihm Gott im Traume, daß die Gebeine der Martyrer Gervasius und Protasius, zweier Brüder, in einer andern nach den Martyrern Felix und Nabor benannten Kirche begraben lägen. So besorgt auch seine Geistlichen dabei waren, ließ doch der Erzbischof vor dem Gitter, welches das Grab dieser heiligen Martyrer umgab, die Erde aufgraben, und da fand man die Gebeine zweier Männer von außerordentlicher Größe, deren Häupter (weil sie enthauptet waren) gesondert lagen. Da es schon spät am Tage war, wurden die Gebeine, mit Teppichen bedeckt, auf Tragbahren in eine nach dem heiligen Faustus benannte, wahrscheinlich benachbarte Kirche gebracht, und die ganze Nacht ward daselbst gebetet. Am folgenden Tage brachte man sie in die zu weihende Kirche, welche später die Ambrosianische Kirche genannt worden. Es lebte aber in der Stadt ein gewisser Severus, welcher blind geworden und sehr bekannt war.

Als dieser die laute Freude des Volkes hörte, und von dem, was geschah, Nachricht erhielt, verlangte er flehend, hingeführt zu werden zu den Gebeinen dieser Martyrer. Man thats; er erhielt Erlaubniß, mit seinem Schweißtuche die Bahre zu berühren, legte das Tuch auf seine Augen, ward alsbald sehend, ging ohne Führer heim, verkündigte allenthalben laut das an ihm geschehene Wunder Gottes, und gelobte der Kirche, in welche die Gebeine hingebracht wurden, seinen Dienst. Er stand wirklich an dieser Kirche, als der heilige Augustinus im folgenden Jahre Mailand verließ, ja er beharrte noch in diesem Dienste im Jahre 411 als Paulinus das Leben des heiligen Ambrosius schrieb.

Dieses Wunder geschah in Gegenwart einer großen Volksmenge. Seine über allen Zweifel erhobene Gewißheit beruht auf dem Briefe des heiligen Ambrosius an seine Schwester, die heilige Marcellina in Rom, auf Reden, die er gleich nachher vor dem Volke in Mailand hielt, und auf verschiedenen ausführlichen Zeugnissen des eben zu dieser Zeit in Mailand gegenwärtigen heiligen Augustinus, welcher uns erzählt, daß eine zahllose Menge Volkes das an dem Blinden geschehene Wunder gesehen habe.

(Aug. de civ. Dei. XXII. 8.)

---

8. Wirkungen der Heiligen-Verehrung, oder: plötzliche Umwandlung eines mißgestalteten Kindes durch Berührung von Reliquien.

Ambrosius Sansedonio kam nach harter Geburt (im dreizehnten Jahrhundert) ganz krumm und gelähmt an Händen und Füßen, dabei in einer schwarzen, abscheulichen Gestalt zur Welt, so daß die Mutter ihn nicht selbst säugen mochte, sondern ihn einer Amme zum Aufziehen übergab. Als diese einst die Mißgeburt auf die Straße trug, begegnete ihr ein alter Pilger, betrachtete das Kind lange aufmerksam und sagte dann: „Verdeckt nicht das Angesicht des Kleinen; denn er wird einst dieser Stadt ein Licht und eine Zierde werden.“ Oefter brachte die Amme das Kind in die Dominikanerkirche von Siena und pflegte dann ihr Gebet vor einem Reliquienkasten zu verrichten, und man bemerkte, daß der Kleine in der Nähe des Heiligthums sich immer ruhig und heiter zeigte,

dagegen sogleich bitterlich zu weinen anfing, wenn er hinweggetragen wurde. Das brachte darauf, daß man das Kind, als es einst sein Aermchen nach den Reliquien ausgestreckt, mit denselben am ganzen Leibe bestrich; sogleich rief es dreimal: „Jesus!" streckte die zuvor gelähmten Glieder mit Freiheit aus, und sein früher ungestaltetes Angesicht erfuhr eine plötzliche Umwandlung und wurde lieblich und holdselig. Alles lief von nahe und ferne zu, um das Wunder zu beschauen. Das Kind zeigte von da an eine große Freude bei Anschauung heiliger Bilder, so daß, wenn man ihm zur Probe allerlei Vorstellungen von Vögeln, Thieren, Menschen, Landschaften, und dazwischen einige Heiligenbilder vorlegte, es jedesmal, wie von einem innern Instinkte getrieben, die letzten aufsuchte und küßte, die andern aber wegwarf auch wohl bespie und mit Füßen trat. Der Vater ließ ihm einst drei Bücher verfertigen: das eine mit Bildern von Reitern und Soldaten, das andere mit solchen von gelehrten und berühmten Männern, das dritte mit Vorstellungen von Ordensleuten und Religiosen. Der Knabe, zur Verwunderung aller, warf die beiden ersten auf den Boden und wählte das dritte, und konnte fortan nicht besser gestillt werden, als wenn man ihn in diesem Buche blättern ließ. Sieben Jahre alt konnte er schon die Tagzeiten auswendig; nichts war vor ihm sicher in Kisten und Kasten, das er nicht den Armen zugewendet hätte; mit Bewilligung der Eltern nahm er deren alle Samstage fünfe zur Herberge auf, wusch ihnen die Füße, bediente sie bei Tische, bereitete ihre Betten und gab ihnen noch Morgens Geld auf den Weg. Im siebzehnten Lebensjahr trat er in den Predigerorden, wurde von den Vorgesetzten auf die hohe Schule nach Paris gesendet und dort dem heiligen Thomas von Aquin zugesellt; hier erwuchs er bald unter Anleitung des Albertus Magnus zu einem Wunder der Einsicht und Wissenschaft, und zu einem der ersten Prediger seiner Zeit. Er that viele Wunder und starb zuletzt 1286 in dem Berufe, in dem er gelebt, als ihm beim Predigen im Eifer eine Ader geborsten; und Viele sahen im Augenblicke seines Todes in leuchtender Wolke einen hell aufglänzenden Stern über ihn zum Himmel fahren.

9. Wirkungen der Heiligen-Verehrung, oder: Heilung in Folge einer neuntägigen Andacht zu Ehren des heil. Franz von Sales.

Maria Klementia Buman, 27 Jahre alt, jüngste Hausschwester des Klosters der Salesianerinen zu Freiburg in der Schweiz, hatte früher eine feste Gesundheit, aber diese ihre Gesundheit wurde im Jahre 1833 durch einige zur unrechten Zeit angebrachte Aderlässe zerrüttet. Im September 1836 bekam sie ein Fieber und konnte nun das Bett nicht mehr verlassen. So litt sie unbeschreiblich viel vierthalb Monate lang, und alle ärztlichen Mittel halfen nichts. Am heiligen Weihnachtsabende gab der Arzt alle Hoffnung auf und sagte ihr: „Ich gebe Ihnen jetzt Vakanz." — Die Oberin war voll des Schmerzes, diese gute Schwester zu verlieren; sie sagte ihr also am Feste des heiligen Johannes des Evangelisten, dem Sterbetage ihres Ordensstifters, des heiligen Franz von Sales: „Meine Schwester! weil uns die Menschen nicht mehr helfen können, so wollen wir uns an die Heiligen wenden. Wir wollen eine neuntägige Andacht zu unserm heiligen Vater Franz von Sales und zu unserer heiligen Mutter Johanna Franziska von Chantal machen, und werden durch sie Hilfe erlangen, wenn wir es an Glauben und Vertrauen nicht fehlen lassen." Sie schrieb ihr nun die Gebete vor, welche sie diese neun Tage verrichten sollte, und die Oberin und alle andern Schwestern beteten diese Gebete auch. Die Schmerzen wurden immer größer; aber die Kranke verlor ihr Vertrauen nicht. Als die Oberin sie am achten Tage besuchte, sagte die Kranke: „Wenn ich morgen gesund sein werde, so erlauben sie mir doch, meine Mutter, in ihre Zelle zu kommen?" — „Ja wohl, meine Schwester!" — „Und wenn ich Sie dort nicht finde?" — „So gehen Sie hin wo ich eben sein werde!" — Da am neunten Tage die Krankenwärterin nach der Messe in das Zimmer trat, fragte Maria Klementia: „ist die neuntägige Andacht nun zu Ende?" — „Ja, meine Schwester!" — „So will ich aufstehen und mich ankleiden!" — „Begehen Sie ja keine Unvorsichtigkeit!" — Allein Maria Klementia fühlte sich wohl und kräftig, stand auf und kleidete sich an. Die Krankenwärterin, vor Erstaunen fast außer sich, lief zur Oberin, um ihr die Nachricht zu bringen von dem Wunder,

welches geschehen war. Die Oberin, die eben in das Sprachzimmer gehen sollte, um mit dem Beichtvater zu reden, befahl ihr, die Gesundgewordene dahin zu bringen. Diese hatte sich unterdessen angekleidet und ihr Bett gemacht, und ward nun in das Sprachzimmer gerufen. Sie ging festen und leichten Schrittes und sah so gut aus, als wenn sie niemals krank gewesen wäre. Sie grüßte im Eintreten den Beichtvater und die Oberin. Der Beichtvater hatte von der neuntägigen Andacht nichts gewußt, wollte auch nun seinen eigenen Augen nicht trauen, und fragte: „Wer ist das?" — „Ich bin es, mein Vater!" sagte die gute Schwester. „Wohl ist es die Stimme der Maria Klementia; aber sie kann es ja nicht sein," sagte er und glaubte, es müsse eine der Zöglinge des Klosters sein, die das Ordenskleid angethan hätte. Die Oberin erzählte ihm nun, was vorgegangen war, und fragte die Schwester, ob sie ihren Besuch bei dem hochheiligen Sakramente schon gemacht habe, und schickte sie sogleich dahin, um ihren Dank für die wunderbare Heilung darzubringen, befahl ihr auch, nachher zu Tische und zur Unterhaltung in die Gemeine zu kommen. Keine der Schwestern hat geglaubt, Maria Klementia je wieder im Gemeindezimmer zu sehen; wie kamen nun alle in Bewegung, da sie dieselbe leicht und munter laufend eintreten sahen! Die Einen weinten, die Andern wurden nicht müde, sie zu sehen und zu fragen. Die Gesundgewordene kehrte indessen das Krankenzimmer aus, und bediente ihre bisherige Krankenwärterin, die sich am nämlichen Tage zu Bette legen mußte. Sie verrichtet seit jenem Tage alle Arbeiten des Hauses und verträgt alle Speisen, sogar Fleisch, das sie vorher nie vertragen und essen konnte. Am nämlichen Tage kam der Arzt Dr. Lagger, fragte sie über ihren dermaligen Gesundheitszustand aus, und erklärte sie nicht nur für vollkommen geheilt, sondern auch für geheilt auf eine außerordentliche Weise, und stellte darüber am 21. Januar 1837 ein umständliches Zeugniß aus.

---

10. Wirkung der Heiligen-Verehrung, oder: Versöhnung vor Reliquien.

Bei der Translation der Reliquien des heiligen Marcellinus und Petrus des Exorzisten war Eginhard, Karls des

Großen Schwiegersohn, Augenzeuge von folgenden Ereignissen. — Als die endlose Prozession, welche die heiligen Reliquien begleitete, unterwegs Halt machte, um den allenfalls Müden eine kurze Zeit zum Ausruhen zu gestatten, setzte man den Reliquienkasten auf die Erde nieder, und Viele aus dem Volke knieten betend um denselben herum. Aber plötzlich drang eine Frau durch die dichten Reihen hindurch; sie hatte einen Mann an der Hand, und führte ihn an den Schrein, worin die Heiligen lagen. „Dieser da," sagte sie laut vor allem Volke, „war mir Geld schuldig, und ich ganz fest entschlossen, ihn deßwegen vor dem Gerichte zu verfolgen. Aber bei dem Anblick der heiligen Reliquien hat sich auf einmal meine feindliche Gesinnung geändert, und ich nehme nun die beiden Heiligen und alle Umstehenden zu Zeugen, daß ich ihm die ganze Schuld nachlasse, und er nicht das Mindeste mehr von mir zu besorgen hat." — Eginhard wollte so eben dem großmüthigen Weibe das ihr gebührende Lob ertheilen, als aus dem ihn umgebenden Haufen zwei Männer hervorstürzten, woran ebenfalls einer den andern fest an der Hand hielt. „Dieser da," sagte der eine, „hat einst meinen Vater erschlagen. Viele Jahre war ich sein Todfeind, und Tag und Nacht darauf bedacht, den Tod meines Vaters in dem Blute seines Mörders zu rächen. Aber bei dem Anblick dieser heiligen Reliquien hat mein ganzes Herz sich umgewandt. Die beiden seligen Martyrer und euch Alle nehme ich zu Zeugen, daß ich ihm jetzt völlig verzeihe und in Zukunft wie meinen Bruder lieben werde." Mit Thränen in den Augen umarmten sich nun Beide, und ihre Aussöhnug war von dieser Stunde an vollkommen.

(Dr. Herbst's Exempelbuch.)

---

11. Die Verehrung heiliger Bilder, oder: Die heil. Theresia vor dem „Heiland im Elend."

„Als ich eines Tages, erzählt die heil. Theresia, in unser Oratorium ging, bemerkte ich ein neugemaltes Bild, welches den „Heiland im Elend" vorstellte. Der Anblick dieses Bildes ging mir wie ein Stich durchs Herz, ich warf mich vor demselben auf die Knie nieder, und unter heißen Thränen flehte ich zu dem leidenden Herrn, er möchte mir die Gnade

geben, ihn ja nie mehr mit einer Sünde zu verwunden, sondern mit ihm sehr Vieles leiden zu dürfen. Mir scheint, daß ich auch beigesetzt habe, nicht eher aufstehen zu wollen, als bis der Heiland meine Bitte erhört hätte. — Und ich fand auch Erhörung; denn von dieser Stunde an wurde ich viel fester im Guten und geduldiger im Leiden.

(Marchant. hort. past. 486.)

---

12. Die Verehrung heiliger Bilder, oder: der feste Entschluß.

Albertus, ein Sohn des Grafen Falkenberg, war nach Paris geschickt worden, um sich daselbst für den Kriegsdienst zu bilden. Allein bald fühlte der junge Graf einen mächtigen Drang in sich, sich in einen Orden zu begeben und ganz dem Dienste Christi zu widmen. Er trat wirklich in den Predigerorden. Kaum hatte der Vater davon Kunde erhalten, als er persönlich nach Paris eilte, und Alles versuchte, um seinen Sohn wieder in die Welt zurückzubringen, aber vergebens; — der Vater mußte traurig über seinen mißlungenen Versuch in seine Heimath zurückkehren. — Der fromme Albert hatte auch einen Vetter, Namens Theodorich, den er stets als seinen intimsten Freund geliebt hatte. Dieser ging nun zu ihm hin, und bot alle seine Beredsamkeit auf, um eine Aenderung seines Entschlusses zu bewirken; er stellte ihm auch vor, daß seine Mutter, die er gewiß zärtlich liebe, vor Gram über seinen sonderbaren Schritt todtkrank zu Hause darniederliege; seine Mutter frühzeitig in's Grab schicken — sei doch eines christlichen Sohnes ganz unwürdig. — Albert hörte ruhig zu, richtete aber fortwährend seine Blicke auf ein Cruzifix, das ihm gegenüber sich befand. — Als der Vetter seine Rede geendigt hatte, stand Albert auf, nahm den theuren Freund bei der Hand, führte ihn zum Cruzifix hin, und sprach: „Siehe da — mein Theodorich! unsern Heiland! Obschon er seine Mutter und seinen liebsten Freund Johannes vom Leidensschwerte durchdrungen wußte, so stieg er doch, so leicht es ihm auch gewesen, nicht vom Kreuze herab, sondern blieb daran hängen bis zum Tode, nicht achtend seiner eigenen, noch der Mutter und des Freundes Schmerzen. — So werde auch ich das Kreuz

des Klosterlebens nicht verlassen, so groß auch deine und meiner theuren Mutter Schmerzen dabei sind, ja wenn ich euch deßhalb sogar für dieses Leben verlieren müßte; denn wer Vater und Mutter und Freunde mehr liebt als Christum den Gekreuzigten, der kann nie sein wahrer Jünger sein. Darum verlasse vielmehr auch du die Gefahren der Welt, und steige mit mir hinauf an dieses Kreuz." — Diese Worte machten auf Theodorich so einen Eindruck, daß er auch, der doch vorher ein so großer Freund der Welt und ihrer eitlen Freuden gewesen, nach einigen Wochen in denselben Orden trat. — (Idem pag. 138.)

---

13. Die Verehrung heil. Bilder, oder: das durch ein Cruzifix bekehrte Mädchen.

Ein gewisser Isidor hatte eine einzige Tochter, Namens Melania, die sehr eigensinnig und störriger Gemüthsart war. Alljährig schien sie, wie an Alter, so auch an Leichtsinn und Widerspenstigkeit zuzunehmen. Der gute Vater hatte sein großes Kreuz mit ihr, und er glaubte schon an ihrer Besserung verzweifeln zu müssen, als sie eines Tages, sie war eben zehn Jahre alt, ungewöhnlich aufgeregt zum Vater gesprungen kam, und ihn ungestümm fragte, was denn dieses Ding da, das sie in der verstorbenen Mutter Schranke eben gefunden hätte, zu bedeuten habe. „Dieß ist ein Cruzifix," antwortete der Vater. — „Aber was ist denn ein Cruzifix?" fragte sie schnell weiter. — Nun — ich habe dir schon öfters gesagt, daß man die Abbildungen des am Kreuz hängenden Heilandes Crucifix nennt; allein dein Leichtsinn läßt dich Alles vergessen." — „Aber Vater! du hast mir von diesem am Kreuz hängenden Heilande zu wenig erzählt; fange nun gleich davon wieder an!" — forderte die gebieterische Kleine. Der Vater benützte diese Gelegenheit und erzählte ihr mit eindringlichen Worten die Leidensgeschichte Jesu, und setzte dann hinzu, daß wegen der Sünden der Menschen der Sohn Gottes so Vieles leiden mußte. „Auch deine Sünden, meine Tochter! sprach der Vater am Schlusse, sind Ursache der bittern Leiden Jesu; auch deiner so vielen Fehltritte wegen mußte der gute Heiland so bittere Schmerzen dulden. Kannst du jetzt noch fortfahren, ihn zu beleidigen? willst du ihm,

der dir zu Liebe so Vieles ausgestanden, nicht auch einmal eine Freude machen und dich ernstlich bessern?!" — Zu seiner Freude bemerkte der Vater im Auge seiner Melania eine Thräne der Rührung; er benützte daher die günstige Gelegenheit und redete ihr noch mehr zu Herzen. — Heftig bewegt — ergriff sie auf einmal das Cruzifix mit beiden Händen, und bat den Vater, ihr dasselbe zu schenken, was er auch gerne that. — Nun eilte sie mit dem Kreuze fort, verschloß sich in ihr Kämmerlein, und brachte fast den ganzen Tag in Betrachtung des gekreuzigten Heilandes zu; Thränen der bittersten Reue netzten ihre Wangen, und von nun an wurde sie ein ganz anderes Mädchen. — Wer war darüber mehr erfreut, als der gute, liebende Vater?! — Eines Tages wurde sie von einem rohen Menschen, der sich in ihrer Person geirrt hatte, sehr heftig geschlagen; allein sie, die früher doch so jähzornig und rachgierig gewesen nahm jetzt die Mißhandlungen geduldig an, klagte nicht bei ihrem Vater, sondern kniete sich vor ihr Cruzifix hin und betete: „Ich verzeihe ihm, wie auch du einst, o theuerster Jesus! deinen Feinden verziehen hast. Verzeihe auch du meinem Beleidiger; denn er wußte nicht, was er that!" — Acht Tage später erfuhr sie, daß derjenige, der sie so boshaft geschlagen, schwer erkrankt sei. Eilig bat sie sich von ihrem Vater etwas zu seiner Erquickung aus und trug es dem Kranken hin, indem sie ihn liebevoll anredete: „Glaube nicht, daß ich zürne. Diese kleine Gabe sei dir ein Beweis meiner christlichen Liebe, und wisse, ich habe für dich auch bei meinem Heilande Fürbitte eingelegt." — Dieß rührte den Kranken so sehr, daß er sie reumüthig um Verzeihung bat, und von Stunde an ein besserer Mensch wurde. — Eines Tages, als sie eine Nachbarin über das unordentliche Leben ihres Ehemannes bitter klagen hörte, fragte sie dieselbe: „Gute Nachbarin! habt ihr in euerm Hause kein Cruzifix?" „Ei freilich," war die Antwort. „Nun, fuhr Melania fort, da — bei dem Cruzifixe suchet Trost, da lernet Geduld, und gewiß — mit der Gnade des Herrn wird es besser werden." Die Nachbarin befolgte den Rath der jungen Freundin, wurde durch die Betrachtung des Leidens Jesu immer geduldiger, und bekehrte durch Liebe und Gelassenheit auch endlich ihren Mann. —

Ihr ganzes Leben fuhr Melania fort, sowohl selbst eine

eifrige Verehrerin des Cruzifixes zu sein, als auch Andere zu gleicher Verehrung anzueifern, und, so wie sie selbst immer in der Vollkommenheit größere Fortschritte machte, so stiftete sie auch sehr viel Gutes unter ihren Mitmenschen. —

(Nach Herbst's Exempelb. II. 416.)

14. Eine treffende Erwiederung auf eine Einwendung gegen Bilderverehrung.

Der Protestant Schubart erzählt, daß er einst in den Garten eines Franziskanerklosters kam, und daselbst einen Priester dieses Ordens vor einem herrlich in Fresco gemalten Christusbilde, das von der zerfleischenden Geißel der Quäler noch blutig zu sein schien, knieen sah. Der Ordensmann erhob sich aber, als er den Fremden ihm näher kommen merkte. — Doch glühte noch heilige Andacht auf seinem Gesichte. Der Protestant redete ihn an und sprach: „Ein herrliches Gemälde, Euer Hochwürden!" — „Das Original ist noch herrlicher," antwortete mild lächelnd der fromme Mönch. — „Und warum wenden Sie sich also in Ihrem Gebete nicht lieber an das Original selbst, statt an das bloße Bild?" Auf diese Einrede erwiderte der Ordensmann in sinniger Weise: „Sie scheinen Protestant zu sein und auf Bilderverehrung nichts zu halten. — Aber dieses Bild hilft nur meiner Phantasie nach, daß ich mir das wirkliche Leiden meines Herrn leichter vorstelle; mein Geist schwebt nicht bei dem gemalenen, sondern beim rechten Christus. — Können Sie wohl beten ohne Bild vor Ihrer Seele, d. h. ohne sich den Gegenstand Ihrer Andacht in der Phantasie wenigstens vorzustellen?! Ist es nun nicht besser, ein Künstler, ein Meister in der Darstellungsgabe malt uns die Heiligen, als unsere matte und kränkelnde Phantasie?! — Der ehrliche Protestant setzt der Erzählung dieses Gespräches das offene Bekenntniß bei: „Ich konnte ihm nichts dagegen einwenden." (Kath. Hausfreund.)

15. Die Verehrung der Reliquien der Heiligen ist Gott wohlgefällig.

Als im Jahre 1129 eine furchtbare Krankheit die Hauptstadt Frankreichs heimsuchte, und zahllose Opfer dahinraffte, wobei alle Kunst der Aerzte scheiterte, ließ der Bischof Stephanus in Paris, ein Mann von ausgezeichneter Heiligkeit, Fast= und Bettage anordnen, aber Gott schien dießmal in seiner Strenge unerbittlich. — Endlich hielt man eine feierliche Procession, wobei man den in der Kathedrale befindlichen Reliquienkasten der heiligen Genovefa herumtrug, und zu ihr um ihre mächtige Fürsprache flehte. In dem Augenblicke nun, wo man damit die Schwelle der Kirchenthüre überschritt, erlangten alle Kranken ihre Gesundheit wieder, mit Ausnahme dreier, denen es vielleicht an Vertrauen und Glauben gemangelt, oder die Gott in seinem unerforschlichen Rathschlusse noch länger züchtigen wollte. — Papst Innocenz II. heiligte das Andenken an dieses Ereigniß durch Anordnung eines Festes, welches die Kirche von Frankreich am 26. November begeht. (Guill. Handb. Th. 2. S. 121.)

16. Die Verehrung der Reliquien der Heiligen ist Gott wohlgefällig.

Der Carmelit Dominikus von Jesu Maria, geboren 1559 in Arragonien, hatte in Madrid Pestkranke versehen, und fühlte sich nach Verlauf einer Stunde schon angesteckt; eine Pestbeule, wie ein halbes Ei stark, zeigte sich nämlich am Halse, und eine zweite nahe beim Ohre. — Er bereitete sich deßhalb bis um Mitternacht zum Tode vor; als er aber noch mit Beschwerde die Mette gebetet habe, fiel ihm ein, daß er Reliquien von der heiligen Theresia besitze, und berührte damit die heftig brennende Pestbeule am Halse. Sogleich wurde er entzückt, und blieb etwa eine halbe Stunde in diesem Zustande. Es kam ihm in dieser Verzückung vor, als erscheine die heilige Theresia, berühre seinen Hals und sage ihm Genesung zu. — Als er dann wieder zu sich kam, fand er sich völlig gesund und heil.

(Dr. Herbst's Exempelb. II. 496.)

17. Sünden gegen das erste Gebot Gottes, oder: der Götze des Geitzes.

Hart bedrängt war einstmals die Stadt Posen, deren Einwohner mit einer übergroßen Brandschatzung vom Feinde belegt worden waren. Unmöglich schien es, auch bei der äußersten Aufopferung aller Bürger, die geforderte Summe zu erschwingen. Da lebte eine Dame in derselben Stadt, die Wittwe eines Fürsten, der Feldmarschall gewesen, mit unermeßlichem Reichthume. Sie allein hätte ohne Beschwerde die ganze Brandschatzung der armen Bürgerschaft tragen können. — Demüthig und flehend wendeten sich deßhalb die Bürger an sie, und trugen ihr ihre große Bedrängniß vor. Doch — sie hörte nicht. Die Bitten wurden wiederholt; denn die Noth drängte. — Da schloß sich die Unbarmherzige ein, Niemand sah sie mehr. Als sie endlich zu lange vermißt wurde, suchte man sie, suchte — und fand sie in einem Keller vor einer Kiste Geldes — das Auge auf die Münze gekehrt, erstorben. Ihrem Götzen hatte die Unglückliche das Leben geopfert. (Moral in Beisp.)

---

18. Sünden gegen das erste Gebot Gottes, oder: der Einsiedler als Götzendiener.

In den weiten, einst mit den zahlreichen Hütten der Einsiedler bebauten Wüsteneien Aegyptens starb einer dieser frommen Einsiedler nach langen, zwischen Gebet und Arbeit getheilten Jahren. Als man nun seine Leiche bestatten wollte, fand man unter der Schilfmatte, die ihm zum Lager gedient hatte, einen Geldsack mit hundert Silbermünzen. Da versammelten sich die Aeltesten der Gemeinde, um sich zu berathen, was mit dem Gelde zu beginnen wäre. Einige wollten es für die Armen verwenden, Andere zum Bau einer Kirche oder für Abschriften von heil. Evangelien; allein die Väter der Gemeinde, die heiligen Aebte Makarius und Pakabo, entschieden es anders; sie sprachen: „Leget den Geldsack zu ihm hinein in's Grab; schüttet Erde darüber und rufet dabei: dein Geld sei ewig mit dir zu deinem Verderben!" (Apostelg. 8.) Und die Einsiedler entsetzten sich darüber so sehr, daß Niemand mehr an ein solches Sparen und Be-

wahren sich wagte. Diese strenge Maßregel des großen Makarius könnte sehr hart und grausam erscheinen, wenn man nicht darauf sieht, daß jene Einsiedler, durch das strenge Gelübde der Armuth gebunden, nichts besitzen durften, und also das Laster des Geizes hier bis zum Sakrilegium stieg, daher es auch eine schreckende Warnung forderte. — O Götze des Goldes, wie sehr kannst du nicht selbst den Frommen blenden! (L. c.)

19. Sünden gegen das erste Gebot Gottes, oder: der junge Christ und der Götzendiener.

Auch in nachfolgender Erzählung werden wir die Thorheit des Götzendienstes ersehen. Ein sehr frommer junger Christ hatte einen Götzendiener zum Nachbar, dem er täglich wiederholte: „Es giebt nur einen einzigen lebendigen Gott, Schöpfer Himmels und der Erde; seine Macht ist es, welche die Lichtströme hervorsprudeln läßt und den wohlthätigen Thau verbreitet. Er kennt alle unsere Handlungen, und unsere Bitten sind nur dann von Wirksamkeit, wenn wir sie an ihn richten. Er allein kann die Menschen strafen oder belohnen, ihnen die Pforten des Himmels öffnen, oder sie in die Hölle hinabstürzen. Die Götzen, vor denen ihr euch niederwerfet, können nicht sehen und nicht hören. Irriger Weise also fürchtet ihr sie oder rufet ihr sie an." Dieser vernünftigen Worte ungeachtet beharrte aber der Heide in seiner Blindheit. — Eines Tages nun ging Letzterer über Feld zu einem Freunde. Während seiner Abwesenheit zerstörte der Jüngling, wie von einer göttlichen Eingebung getrieben alle Götzenbilder, mit Ausnahme des größten, dem er, ehe er wieder wegging, einen großen Stock in die Hand gab. Als der zurückgekehrte Heide dieß sah, schrie er vor Wuth: „Wer ist der Urheber dieser schändlichen That!" — „Wie!" — versetzte ihm der junge Christ — „erräthst du nicht, daß dein großer Götze, der viel mächtiger ist, als die andern, sie mit leichter Mühe in Stücke zerschlagen hat?" „Nein!" erwiederte der Götzendiener, „du hintergehst mich; seit so vielen Jahren, die er in meinem Hause ist, hat er nie eine einzige Bewegung gemacht. Du hast mir aus Büberei meine andern Götzen zertrümmert; der Stock soll dich für deine Verwegen-

heit züchtigen!" — „Wozu dieser Zorn!" fährt der junge Christ mit Ruthe fort. „Wenn du deinen Götzen als weniger mächtig erkennst denn mich, wie kann er der Höchste sein?" der Heide stutzte und schwieg. Nach kurzer Betrachtung stürzte er selbst den noch bleibenden Götzen um, und warf sich zum ersten Male vor dem Gott der Christen nieder und betete ihn an. (Guillois.)

---

20. Sünden gegen das erste Gebot Gottes, oder: der Kaiser Maximian und die thebanische Legion.

Der Kaiser Maximian hatte der ganzen Armee befohlen, für einen glücklichen Erfolg der kaiserlichen Waffen den Göttern zu opfern. Die thebaische Legion, die nur aus Christen bestand, entfernte sich, um dem Opfer nicht beizuwohnen. Der Kaiser gebot ihr streng, in's Hauptlager zurückzukommen, um sich zur Darbringung des Opfers der Armee anzuschließen. Da sie sich noch weigerten, an dieser gotteslästerlichen Ceremonie Theil zu nehmen, ließ er sie decimiren d. h. jeden zehnten Mann, welchen das Loos traf, tödten. Die andern blieben unerschütterlich. Dieser ersten Decimation folgte eine zweite, ebenfalls ohne Wirkung. Maximian ließ nun der Legion sagen, daß sie alle umkämen, wenn sie bei ihrem Ungehorsam beharreten. Alle aber, ermuthiget durch Mauritius, Emperus und Canditus, ihre obersten Officiere, schickten dem Kaiser folgende Antwort: „Wir sind deine Soldaten, aber auch Diener des wahren Gottes; wir sind dir Dienst und militärischen Gehorsam schuldig, wir können aber den nicht verläugnen, welcher unser Schöpfer und Herr so wie auch der Deinige ist, wenn du ihn auch verwirfst. Du wirst uns für deine Befehle folgsam finden in allen Dingen, welche dem Glauben nicht zuwiderlaufen. Unsere bisherige Aufführung mag dir dafür als Beweis dienen. Aber wir haben Gott zugeschworen, bevor wir es dir thaten; wirst du dich wohl auf den zweiten Schwur verlassen, wenn wir den ersten brechen?" — Anstatt sich durch so schöne Gesinnungen beugen zu lassen, ward Maximian wüthender als je; verzweifelnd, ihre Standhaftigkeit erschüttern zu können, ließ er sie von der Armee einschließen und niederhauen. Keiner that den geringsten Widerstand; alle legten ihre Waffen nieder

und fielen ruhig unter den Händen der heidnischen Soldaten. Die thebaische Legion bestand aus lauter gut bewaffneten Leuten, welche wenigstens ihr Leben theuer hätten erkaufen können. Aber sie wußten, daß, wenn man Gott gibt, was Gottes ist, man auch dem Kaiser geben muß, was des Kaisers ist; und treu den Vorschriften ihrer Religion machten sie sich's zur Pflicht, den Martyrertod der Abtrünnigkeit und Empörung vorzuziehen. (In vita.)

---

21. Sünden gegen das erste Gebot Gottes, oder: der durch Wahrsagerei betrogene Kaiser.

Der Kaiser Licinius erklärte sich, in der Hoffnung, alle Heiden für sich zu gewinnen, und mit ihrer Hilfe desto sicherer Constantin den Großen zu besiegen, für den heidnischen Aberglauben. Er war umgeben von ägyptischen Wahrsagern, Traumauslegern und Zeichendeutern, und schöpfte Zuversicht aus deren Uebereinstimmung in schmeichelnden Verheißungen. Es kam zum Kampfe, und 31,000 seines Heeres blieben todt auf dem Schlachtfelde. Er selbst entfloh nur mit größter Noth, mußte sich bald dem Sieger ergeben, wurde nach Thrazien verwiesen, und da er auch dort noch an die Erfüllung der Versprechungen seiner trügerischen Wahrsager glaubte und deßhalb neue Unruhen anzettelte, so wurde er auf Befehl Constantins des Großen erdrosselt.

(Euseb. de vita Const. M. lib. II. Nr. 4—5.)

---

22. Sünden gegen das erste Gebot Gottes, oder: das abergläubische Mütterchen.

Die Thorheit der abergläubischen Zeichendeuterei finden wir im Leben häufiger, als man meinen sollte. — Sara, ein altes Mütterchen, lebte in stiller Zurückgezogenheit und verzehrte die kargen Bezüge ihrer Ausnahme in einem kleinen ärmlichen Zimmerlein. So friedliebend und gutmüthig die Alte war, so strotzte sie hingegen, so zu sagen, vor lauter Aberglauben. — Die geringsten Dinge wußte sie auf Glück oder Unglück zu deuten. Wenn ihr auf dem Gange zur Kirche, die von ihrem Dörflein eine halbe Stunde entlegen war, ein Hase über den Weg lief, so hielt sie dieß für ein Zeichen

eines nahen Unglückes. Tönten die Glocken wegen des darauf liegenden Schnees oder wegen Hemmung des Schwengels etwas dumpf, so glaubte sie, es müsse alsbald ein Vornehmer sterben, besonders von der Geistlichkeit.

Wurde über einen Kranken das unwahre Gerücht ausgestreut, er sei gestorben, so freute sie sich höchlich darüber; denn sie hielt fest dafür, daß ihm dieß ein langes Leben bedeute. Dagegen gerieth sie in sichtbare Angst, wenn sie dreizehn Personen an einem Tische sitzen sah; denn sie glaubte, es müsse bald Eines sterben, weil nämlich Christus mit seinen Aposteln beim letzten Abendmahle dreizehn ausmachte und bald darauf starb. Fiel ihr ein Zahn auf der rechten Seite aus, so hieß es: „Ach! es stirbt bald ein naher Freund!" Wenn Hunde heulten, wenn die Grille oder Nachteule sich hören ließ, da wurde sie ganz niedergeschlagen; denn sie hatte die Ansicht, daß dieß nichts Gutes bedeute, es müsse gar bald Jemand in der Nachbarschaft sterben; vernahm sie aber das Schreien einer Elster auf dem Hause eines Kranken, da war ihr dieses eine erfreuliche Anzeige von der baldigen Genesung des Kranken. Mit außerordentlicher Freude wurde ihr Herz erfüllt, wenn sie selbst oder ein Anderer niesen mußte. Am Morgen kündete es Unglück an; Mittags hatte es eine gute Vorbedeutung; wenn Eines öfter als dreimal nach einander niesen mußte, da waren nach ihrer Meinung Briefe mit günstigen Nachrichten, Pakete mit Geldern u. s. w. zu hoffen. Klang ihr das linke Ohr, so war dieses ein Zeichen, daß andere Menschen böse von ihr reden; klang das rechte, so war's eine Andeutung, daß Andere Gutes von ihr sprechen. — Und was die Folge von dieser abergläubischen Zeichendeuterei? Dieses, daß die arme Frau beständig in Angst und Sorge war, daß sie falschen Argwohn gegen Unschuldige schöpfte und sich selbst quälte. Denn wenn sie irgendwo zum Essen geladen war, erschien sie nicht, aus Furcht, es möchten dreizehn zu Tische sitzen; klangen ihr die Ohren, so stellte sie an sich im Stillen die Frage: „Ei! wer wird doch jetzt so sehr über mich losziehen?" u. s. f. — Dieß ist der Lohn des Aberglaubens; er macht menschenscheu, flößt Erbitterung ein und stört die Gemüthsruhe. Wahrsagerei, sowie Zeichendeutungen sind eitle, verderbliche Dinge.

(L. Mehlers Beispiele.)

23. Sünden gegen das erste Gebot Gottes, oder: Voltaire, der Patriarch des Unglaubens.

Ein furchtbarer Beförderer des Unglaubens war in neuster Zeit der berühmte Voltaire; man kann ihn mit Recht den Patriarchen des Unglaubens nennen. Er war sehr talentvoll, zeigte aber schon frühzeitig einen unbändigen Stolz und einen erschreckenden Hang zu Ausschweifungen. Einer seiner Lehrer sagte schon von dem Knaben voraus, daß dieser das Haupt der Freigeister werden würde. — Er schloß später mit mehreren Gleichgesinnten einen Bund, den Glauben an Christum von der Erde zu vertilgen, und die Verbündeten nannten sich „Brüder in Beelzebub." Um ihr teuflisches Werk zu fördern, ließen sie eine Menge kleiner und größerer Bücher, voll des gotteslästerlichen und unsittlichen Inhaltes, um einen Spottpreis unter das Volk verkaufen und verbreiten. Ein Pfarrer des Bisthums Embrun entdeckte einmal, daß der Schulmeister seines Dorfes der Schuljugend unzüchtige und und unchristliche Bücher austheilte, die demselben von unbekannter Hand zugeschickt worden waren. Auch an andern Orten bekamen die Schullehrer unentgeldlich solche Bücher, und manche von ihnen lasen dieselben den Bauern vor und arbeiteten so den Brüdern in Beelzebub in die Hände. Die Verführungskünste dieser Abgesandten des Satans blieben leider nicht erfolglos, und sowohl in Frankreich, als auch in andern Ländern bekam der Vater der Lüge eine erstaunliche Menge von Anhängern. Voltaire hatte darüber eine wahrhaft satanische Freude, und er glaubte seine Brüder in Beelzebub versichern zu dürfen, daß ganz Europa voll vernünftiger (d. h. ungläubiger) Menschen sei, — daß die Bücher der Philosophen (d. i. Gottesläugner) der allgemeine Katechismus aller Nationen von Baden bis Moskau geworden, daß nicht bloß in Frankreich, sondern auch in England und Italien die Philosophie zahllose Freunde zähle, und zwischen Genf und Bern kein einziger Christ mehr zu finden sei. Wie sehr auch diese Prahlerei übertrieben ist, so sieht man doch, daß die Brüder in Beelzebub nicht umsonst den Samen des Unglaubens überallhin ausgestreut hatten. Ihr Bemühen, allen christlichen Glauben und somit die festeste Stütze der Tugend und Sittlichkeit — zu beseitigen, brachte auch in Bälde furchtbare Früchte hervor. — Vor allem suchten

sie den Jesuitenorden, als einen der lästigsten Gegner, zu unterdrücken und aufzuheben, was ihnen auch wirklich gelang. Daher schrieb der König Friedrich von Preußen, ein Freund und Verehrer des Voltaire's, an diesen: „Jetzt, da die Jesuiten aufgehoben sind, wird bald die ganze Kirche zu Grunde gehen; es wäre ein Wunder, wenn sie gerettet würde, und Sie, mein lieber Patriarch! werden wohl noch das Vergnügen haben, der alten Kirche die Grabschrift zu machen.“ — Zur Zeit der französischen Revolution, beiläufig zehn Jahre nach Voltaire's Tode, zeigten sich die Folgen des verbreiteten Unglaubens in ihrer scheußlichsten Gestalt. Die Religionsgräuel, um von den andern zu schweigen, — die den abscheulichsten Unglauben zu ihrer Wurzel hatten, sind wahrhaft empörend. Den 7. November 1793 erklärte Gobel, geschworner Bischof von Paris, er wolle keinen andern Gottesdienst, als den der Gleichheit, und schwur mit seinen Vikaren das Priesterthum ab. Dafür erhielten sie alle großes Lob, und der Convent (so nannte sich die damalige Regierung) erließ ein Dekret: „es gebe keinen Gott,“ schrieb allen Priestern vor, ihr Amt abzuschwören, und verbot die Ausübung der christlichen Religion unter Todesstrafe. Demnach wurden die Kirchen geplündert, die heil. Hostien von den Gottesläugnern mit Füßen getreten, und weil man doch eine Gottheit haben wollte, so ward die Vernunft zu diesem Ehrenposten befördert, und die Domkirche zu Paris zum Tempel der Vernunft geweiht. Man stellte eine Statue auf, eine weibliche Figur, mit einer rothen Mütze auf dem Kopfe und eine Pike in der Hand. Diese Statue sollte jetzt die Göttin der Vernunft vorstellen. Auch wollte man eine lebendige Göttin haben. Man wählte dazu eine liederliche Komödiantin und trug sie — in feierlicher Prozession — in die Kirche hinein; zu ihren Füßen lag ein Kreuz, zur Erinnerung, daß das Christenthum jetzt überwunden sei. In der Kirche brachte man ihr ein Rauchopfer dar, und als sie wieder in den Conventsaal zurückgebracht worden, so knieten Alle vor ihr nieder und küßten sie als ihre Gottheit. O Thorheit und Aberwitz! — Doch bald zeigten sich Verbrechen auf Verbrechen; da man nicht mehr an Gott glaubte, so fürchtete man sich auch nicht mehr vor Gott, und mit der Gottesfurcht war auch alle Furcht vor Sünden und Lastern verschwunden. Robespiere, das Haupt der schandvollen

Regierung, fand es daher unklug, länger die Gottesläugnung predigen zu lassen, — „des Pöbels wegen,“ wie er sagte. Es wurde also ein neues Dekret erlassen, daß es wohl ein höchstes Wesen gebe, und daß die Seele des Menschen unsterblich sei. Nun wurde auch das Fest des höchsten Wesens gefeiert, aber nach Art der Freigeister; das Christenthum blieb verbannt.

Ein Dichter machte das Verfahren des Convents, der Gott bald abschaffte, bald wieder — gleichsam aus Gnaden einsetzte, in folgenden Versen lächerlich:

O Gott! nun darfst du wieder sein;
So will's der Herr der Franken.
Schick' ihnen doch ein Engelein,
Und laß' dich schön bedanken.

(Nach Annegare's Weltgesch. Bd. 7.)

---

24. Sünden gegen das erste Gebot Gottes, oder: Wie Voltaire stirbt.

Im Jahre 1778 bekam Voltaire einen Blutsturz und der Tod trat ihm schrecklich vor die Augen. Schon zweimal hatte er vorher bei ähnlicher Todesgefahr seinen Unglauben verflucht und mit Zerknirschung die heil. Sakramente empfangen. Allein kaum genesen schämte er sich wieder seiner Bekehrung und war der alte Gottesläugner wie zuvor. — Auch dieses Mal bat er seinen Pfarrer von St. Sulpice, ihm die Sakramente der Sterbenden reichen zu lassen. Dieser sandte ihm den Priester Gaultier, Voltaire beichtete und stellte einige Tage nachher vor Zeugen folgende Erklärung aus: „Ich Unterzeichneter erkläre, daß, da mich vor 4 Tagen — ein Blutsturz befallen, ich dem Priester Herrn Gaultier gebeichtet habe und daß ich, wenn mich Gott in meinem 84sten Jahre abruft, auch in der katholischen Kirche, in der ich geboren bin, sterben wolle. — Ich hoffe von Gottes Barmherzigkeit, daß ich für meine Vergehungen Verzeihung erlange, und sollte ich jemals der Kirche Aergerniß gegeben haben, so bitte ich deßhalb Gott und sie um Verzeihung!

Paris, den 2. März 1778. Voltaire m. p.
Abbe Mignot,
Marquis von Villevielle.“

Nachdem das Document gehörig unterschrieben war, setzte Voltaire noch hinzu: „Da der Herr Abbé Gaultier mich erinnert hat, man sage in einer gewissen Welt, ich würde, sobald ich genesen wäre, wider alles protestiren, was ich auf meinem Krankenbette gethan hätte, so erkläre ich, daß ich dieses nie gesagt habe, und daß es ein alter Scherz ist, den man schon lange fälschlicher Weise mehreren Gelehrten zugeschrieben hat, die aufgeklärter waren als ich."

Die Freigeister wurden rasend, als sie hörten, daß ihr Patriarch wie ein Christ sterben wolle. — Allein nocheinmal erholte sich Voltaire, erschien im Mai wieder im Theater, wurde feierlich mit einem Lorbeer gekrönt, und die Bekehrung war vergessen. — In dieser Stimmung suchten ihn seine Genossen zu erhalten. Als ein neuer Blutsturz erfolgte, und Voltaire wieder einen Priester verlangte, kamen D'Alembert, Diderot und andere Freigeister nicht von seiner Seite, und ließen keinen Priester mehr zu ihm kommen. Da gerieth Voltaire in Wuth und schrie: „Welchen unseligen Ruhm bereitet ihr mir!" — Mit jämmerlicher Verzweiflung rief er wiederholt den Namen Jesu aus, biß sich selbst mit den Zähnen in die Hände und Arme, und verfluchte und verwünschte seine Freunde, wie sein Arzt Trouchin erzählt. „Das kann man nicht aushalten," sagte der Marschall von Richelieu, der auch anwesend war, und entfernte sich von dieser Schreckensscene. So verschied der Unglückliche den 30. Mai 1778. Der Erzbischof von Paris, Beaumont, versagte ihm standhaft das kirchliche Begräbniß, und so ward die Leiche aus Paris fortgebracht.

(Histor. Katech. Bd. 2. S. 26.)

---

25. Sünden gegen das erste Gebot Gottes, oder: wie d'Alembert stirbt.

d'Alembert, Voltaires's Freund, erkrankte 5 Jahre später, und er, der doch in gesunden Tagen ein so eifriger Verbreiter des Unglaubens gewesen, und dem Voltaire die priesterliche Hilfe so frech verweigert hatte, verlangte doch auch, als er die ernste Stunde des Todes nahe fühlte, so nachdrücklich den Pfarrer von St. Germain, daß einer der Freigeister fortging, um, wie er sagte, denselben zu rufen,

aber, wie sich erwarten ließ, den Pfarrer nicht aufsuchte. Nach einer Weile kam er mit der Nachricht zurück, der Pfarrer werde gleich erscheinen. — Doch dem Kranken dauerte das Warten zu lange, — er trieb zur Eile, der falsche Freund ging wieder fort, und brachte endlich die erlogene Nachricht, der Pfarrer sei plötzlich verhindert worden, habe aber einen andern Priester vorgeschlagen, der am andern Ende der Stadt wohne. Voll ängstlicher Ungeduld befahl der Kranke eilends einen Bedienten mit einem Billet an ihn zu senden, — doch ehe dieser zurücksein konnte, war d'Alembert eine Leiche. Condorcet hatte das ganze teuflische Spiel geleitet und rühmte sich also: „Wär' ich nicht gewesen, so hätte er sich ergeben." — (Anegarn's Weltgesch. Bd. 7.)

---

26. Sünden gegen das erste Gebot Gottes, oder: der Freigeist am Sterbebette seines Kindes.

In den vereinigten Staaten erkrankte die Tochter eines Obersten, welcher als der ärgste Freigeist und Gottesläugner bekannt war, und öffentliche Lehren der Irreligiosität verbreitete. In der Nacht vom 12. auf den 13. November des Jahres 18 . . nahte die Sterbestunde seiner zärtlich geliebten Tochter heran. Sie ließ den Vater an's Bett rufen, faßte seine Hand und sprach mit schwacher Stimme: „Vater! in wenigen Minuten sterbe ich; saget mir also ganz offen, soll ich jetzt das glauben, was Ihr mich lehrtet, nämlich, daß es keinen Gott, und weder Himmel noch Hölle gebe, oder soll ich mich an das halten, was mich meine Mutter lehrte?" — Ihre Mutter war nämlich eine fromme, rechtgläubige Christin. — Der Oberst stand einen Augenblick wie vom Donner gerührt, seine Augen auf sein sterbendes Kind heftend. Ein krampfhafter Schmerz zuckte um seine Lippen, er neigte sich zu seiner Tochter nieder und sprach mit weinerlicher Stimme: „Mein Kind, glaube nur das, was dich deine Mutter gelehrt hat." Wie waren nun diesem Freigeiste am Sterbebette seines Kindes die Augen aufgegangen? — Ein anderer Freigeist, der von dem alten katholischen Glauben abgefallen war, gab, um seine Meinung befragt, zur Antwort: „Zu leben sei es bequemer in seinem neuen Glauben; aber sterben sei es besser im alten Glauben." —

(Moral in Beispielen. Seite 273.)

---

27. Sünden gegen das erste Gebot Gottes, oder: der betrogene Schweinhirt.

Zu einem Schweinhirten kamen einst mehrere Landstreicher, und sagten ihm, sie wüßten ein Mittel, daß die Schweine auch ohne seine Gegenwart — sich weder verlaufen, noch von einem Raubthiere überfallen werden könnten. Der Schweinhirt war sehr neugierig nach einem solchen Mittel, wodurch er des langweiligen Hütens überhoben wäre, und auch der Unterhaltung nachgehen dürfte. — Die Fremdlinge zeigten ihm nun ein Bild des heiligen Blasius; dieses, das sehr hoch geweiht sei, dürfte er nur an seinen Hirtenstab befestigen, und denselben dann an dem Orte in den Boden stecken, wo die Schweine bleiben sollten. Der Schweinhirt dankte herzlichst dafür und machte sogleich den Versuch. — Das erste und zweite Mal, wo er sich aber, weil er doch nicht ganz traute, nicht gar weit von seiner Heerde entfernt hatte, blieb Alles in schönster Ordnung. Als er aber am dritten Tage, im vollen Vertrauen auf die Wunderkraft des Bildes, sich eine halbe Stunde weit zu seinem Kameraden begeben hatte, fand er bei seiner Zurückkunft alle Schweine verschwunden, und sie waren auch — ungeachtet des ängstlichsten Suchens — nicht mehr zu finden; denn die hinter den Gebüschen lauernden und auf den Aberglauben des Schweinhirten bauenden Landstreicher hatten sie fortgetrieben.

(Lohn. Biblioth. III.)

---

28. Sünden gegen das erste Gebot Gottes, oder: die überraschenden Zauberworte.

Ein abergläubisches Weib, das an einer Augenkrankheit litt, ersuchte einen durchreisenden Studenten, ihr einige lateinische Zauberworte gegen ihr Augenweh auf einen Zettel zu schreiben. Der Student zeigte sich schnell dazu bereit, und schrieb ihr einige Worte auf. Voll Vertrauen band sie sich nun den Zettel um den Hals, und wirklich wurden nach einiger Zeit ihre Augen besser. Voll Freude zeigte sie nun den Zettel dem Priester des Ortes, der öfters gegen derlei Aberglauben geredet hatte, und erzählte ihm die erfreuliche Wirkung der darauf stehenden Worte; sie bitte aber um Er-

klärung dieser herrlichen Worte. Der Priester übersetzte die Worte, welche also lauteten: „Der Teufel reiße dir deine beiden Augen heraus, und fülle die Höhlen mit Mist an.“ Beschämt ging nun die Abergläubische von dannen.

(Fab. conc. 5.)

29. Sünden gegen das erste Gebot Gottes, oder: der Zauberer und die geschreckten Diebe.

Einer vornehmen Fürstin in den Niederlanden, wurde einst ein sehr kostbares Kleinod entwendet. Weil man damals noch in dem Wahne lebte, daß es wirklich Menschen gebe, die gestohlene Sachen durch Zaubermittel wieder zurückbringen könnten, so ließ die Fürstin bekannt machen, daß derjenige Zauberer eine ansehnliche Belohnung erhalten würde, der ihr das entwendete Kleinod wieder verschaffen könnte. — Es meldete sich bald bei der Fürstin ein junger Mensch, Namens Ratz, und versprach ihr, das Entwendete wieder kommen zu machen, nur sollte sie ihn drei Tage lang herrlich bewirthen lassen, was auch zugesagt wurde. Als Ratz den ersten Tag von seiner Tafel aufstand, schaute er alle Bedienten, unter denen er auch den Dieb vermuthete, fest und forschend an, und sprach dann laut: „Den ersten habe ich schon.“ — Er meinte bei sich damit den ersten guten Tag, wo er so köstlich getafelt hätte. — Allein drei Bediente, die mitsammen den Diebstahl begangen hatten, legten die Worte auf sich aus, und glaubten, der erste von ihnen sei dem Zauberer schon bekannt. — Des anderen Tages sprach er wieder, nachdem er die Dienerschaft zuvor länger scharf fixirt hatte, nach eingenommenem Mahle: „Jetzt habe ich schon den zweiten.“ Den Schuldigen klopfte, da sie, wie gestern, die Worte auf sich auslegten, heute das Herz noch heftiger, da schon zwei von ihnen ihm bekannt wären. — Nach dem Mahle des dritten Tages rief er — wie triumphirend: „Nun ist auch der dritte mein und jetzt bin ich fertig. Er begab sich dann auf sein Zimmer, um, falls die Schuldigen sich nicht melDeten (denn er hatte ihre Verlegenheit ganz gut bemerkt), bei der Nacht sich heimlich aus dem Staube zu machen, daß er nicht für seine vergebliche Zauberei gestraft würde. — Allein um Mitternacht kam einer der Bedienten leise daher-

geschlichen, stellte dem Zauberer das entwendete Kleinod zu und noch darüber 100 Thaler, mit der inständigen Bitte, sie nicht zu verrathen. — Herr Ratz ging des Morgens eilends zur Fürstin, legte mit stolzer Miene als Beweis seiner Kunst das Kleinod auf den Tisch hin, empfing die ausgesetzte Belohnung, und seine Kunst für fernere Fälle höflichst empfehlend, zog er sehr zufrieden von dannen.

(Nach Schreger's Zeitanwendung S. 261.)

30. Sünden gegen das erste Gebot Gottes, oder: der verhexte Kuhstall.

Einst kam eine abergläubische Bäuerin zu ihrem Pfarrer und klagte ihm, daß ihre Kühe Morgens keine Milch geben; die Kühe müßten verhext sein, und sie bitte daher um ein geweihtes Mittel dagegen. Der Pfarrer, der sie recht gründlich von ihrem Aberglauben kuriren wollte, versprach ihr auf Nachmittag ein solches Mittel zuzubereiten. Sie erhielt ein wohlversiegeltes Papier, mit dem Auftrage, jede Nacht um 10 Uhr in den Kuhstall zu gehen, um jede Thür und jeden Winkel mit dem mitgegebenen Papier, welches nicht aufgebrochen werden dürfe, fleißig zu berühren. Eifrig befolgte die Bäuerin diesen Auftrag. In der ersten Nacht, als sie ihre Wanderung im Stalle anstellte, fand sie die Stallthüre offen, meinte aber, die Magd habe nur zufällig dieselbe zu sperren vergessen, und versperrte sie nun. — Begierig auf die Wirkung des Mittels ging sie nun des andern Tages selbst zur Melkzeit in den Stall, und siehe da — die Kühe gaben wieder Milch. — In der nächsten Nacht fand sie die Stallthüre wieder nicht zugesperrt, und die Magd erhielt nun wegen ihrer Vergeßlichkeit einen ernsten Verweis. Uebrigens erhielt sie von den Kühen die gewöhnliche Milch. — Als sie in der dritten Nacht mit dem so herrlich wirkenden Papiere den Stall durchwandelte, war die Stallthüre wohl zugesperrt, aber da sie mit ihrem Zaubermittel einem abgelegenen Winkel des Stalles sich näherte, fand sie daselbst — o Schrecken! — einen Menschen versteckt, und erkannte in ihm den Bruder ihrer Viehmagd, der als ein liederlicher und diebischer Bursche bekannt war. Nun endlich ging der Bäuerin ein Licht auf, es dürfte wohl ihre Magd mit

Fleiß die Stallthüre offen gelassen haben und im Einverständniß mit seiner Schwester der Bruder der Milchdieb gewesen sein. Des andern Tages in aller Frühe wollte sie die Magd aus dem Dienste entfernen; allein diese hatte, da sie selbst im Stalle in dieser Nacht sich versteckt gehalten und die Entdeckung ihres Bruders, der sogleich Reißaus genommen, mit angesehen, den Morgen nicht abgewartet, sondern war mit ihren Kleidern auch schon bei der Nacht entflohen. — Beschämt ging nun die Bäuerin zum Pfarrer um erzählte ihm den ganzen Hergang. Dieser sagte ihr, er hoffe, daß sie jetzt gründlich von ihrem Aberglauben kurirt sei, nud öffnete vor ihren Augen das Papier. Darin stand nur geschrieben:

„Bleib' länger wach, —
Schau besser nach;
Dann ist vorbei
Die Hexerei!" —

(Histor. Katech. v. J. E. Schmid.)

---

31. Das zweite Gebot Gottes, oder: König Alexander betet den Namen Gottes an.

Alexander der Große eroberte eine Stadt nach der andern, ein Land nach dem andern. Nun zog er auch gegen Jerusalem. Der Hohepriester Jaddua war in großer Sorge, wandte sich mit dem Volke zu Gott unter Gebet und Opfer, und rief den Namen Jehova an. Gott aber offenbarte ihm im Schlafe, daß er guten Muthes sein und dem zürnenden Eroberer im hohenpriesterlichen Schmucke, an der Spitze seiner Priester und des Volkes, entgegengehen sollte. — Folgsam der Offenbarung ging der Hohepriester dem Helden entgegen bis zur Höhe Sapha, von wo aus man Stadt und Tempel überschaute. Chaldäer und Phönizier, so im Gefolge des Königs waren, erwarteten nichts Anderes, als daß er die Stadt zerstören, den Hohenpriester auf schmähliche Weise würde tödten lassen. Alexander aber, sobald er den feierlichen Zug sah, den Hohenpriester im Amtsgewande und den eingegrabenen Namen Gottes auf dem goldenen Stirnbande der hohenpriesterlichen Tiara, trat allein hinzu, legte sich vor dem Namen anbetend nieder, und begrüßte dann den Hohenpriester. Alle Begleiter des Königs staunten; nur Parmenion,

sein Feldherr, fragte: warum er, den Alle anbetend verehren, den Hohenpriester der Juden angebetet habe? „Nicht ihn," antwortete Alexander, „habe ich angebetet, sondern den Gott, dessen Priester er ist." Darauf erzählte er, wie er im Traume, da er noch in Macedonien gewesen, eben diesen Hohenpriester in eben diesem Anzuge gesehen, welcher ihn zum Feldzuge ermuntert, und ihm verheißen habe, Gott werde vor ihm hergehen und ihm das Reich der Perser übergeben. Der Hohepriester führte ihn dann in den Tempel, wo der Held opferte, und öffnete ihm das Buch Daniels, des Propheten, wo geweissagt war, daß er das Perserreich stürzen und ein anderes, das macedonisch-griechische, gründen werde. — Der Name Gottes „Jehova" war es, der das Herz des Helden und Fürsten lenkte, der es gegen die Juden besänftigte, der ihn zur Erfüllung der Weissagung Daniels, des heiligen Sehers, gebrauchte.

(Stolberg's Gesch. d. Rel. Jes. Chr. 4 Th. S. 208.)

Wenn nun die Juden und Heiden eine solche Ehrfurcht vor dem hochheiligen Namen Gottes hatten, um wieviel größer muß nicht die Ehrfurcht sein, welche wir Christen gegen diesen heiligen Namen in unserm Herzen tragen sollen. Gegen uns hat sich ja Gott noch weit gütiger bezeigt, als gegen sein auserwähltes Volk in Israel; denn uns hat Er so sehr geliebt, daß Er seines eingebornen Sohnes nicht verschonte, sondern Ihn hingab, auf daß Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben. Der bloße Name Gottes soll uns schon an alle diese unaussprechliche Liebe und Güte erinnern und uns mit innigem Danke erfüllen.

---

32. Das zweite Gebot Gottes, oder: Die Heilighaltung des Eides.

Die Römer kamen im ersten punischen Kriege bis nach Afrika. Ihr Heer von dem Consul Regulus angeführt, machte mit erstaunlichem Glücke die größten Eroberungen. In diesem Gedränge faßten die Carthaginienser den Entschluß, einen Anführer aus ihren griechischen Colonien kommen zu lassen; und es gelang auch wirklich dem Xantippus, daß er schon in der ersten Schlacht die Römer völlig auf das Haupt schlug, und selbst den Regulus gefangen bekam, der dann

in Carthago auf die empfindlichste Weise mißhandelt wurde, und sechs Jahre lang in einem Kerker schmachten mußte.

In der Folge gewannen die Römer jedoch wieder Vortheile, und der carthaginiensische Asdrubal wurde von Metellus überwunden, wobei 20,000 Mann auf dem Platze blieben, so daß die Carthaginienser sich nach dem Frieden sehnten. In dieser Absicht schickten sie den Regulus nach Rom, um einen Frieden unter erträglichen Bedingungen zu Stande zu bringen, wenigstens eine Auswechslung der Gefangenen zu bewirken. Ehe er aber abreisete, mußte er sich durch einen feierlichen Eid verpflichten, daß er, im Falle die Unterhandlungen den gewünschten Ausgang nicht haben sollten, unfehlbar zurückkehren wolle.

Regulus kommt in Rom an und wird ausdrücklich aufgefordert, der Sitzung des Senats beizuwohnen. Als nun beim Stimmensammeln die Reihe an ihn kam, rieth er nicht zum Frieden, wie es sein Vortheil erforderte, sondern stellte vielmehr die Schwäche der Carthaginienser vor und drang sehr eifrig auf die Fortsetzung des Krieges.

Jedermann bewunderte die Uneigennützigkeit dieses großen Mannes, und suchte ihn zu bereden, in Rom zu bleiben. Selbst der Oberpriester that den Ausspruch: daß er dieses, ohne meineidig zu werden, thun könne. Nur der edle Gefangene selbst stimmt damit nicht überein, und spricht: „Ich weiß zwar wohl, welche Martern auf mich zu Carthago warten. Aber ich fürchte mich nicht so sehr vor den Martern einer grausamen Folterbank, als vor dem Schimpfe einer schlechten Handlung, welche mir bis in's Grab folgen würde. Meine Pflicht erfordert es, wieder nach Carthago zu reisen; für das Uebrige lasse ich die Götter sorgen." —

Unter den Klagen und Thränen der ganzen Stadt stieg er mit den carthaginiensischen Botschaftern heiter zu Schiffe, und reisete nach dem Orte seiner Sclaverei zurück. Als die Carthaginienser ihn, ohne die Auswechslung der Gefangenen erhalten zu haben, zurückkommen sahen, und erfuhren, daß er sich sogar widersetzt habe, verübten sie die grausamsten Martern an ihm, und schlugen ihn zuletzt an ein Kreuz. So starb der gewissenhafte Regulus.

Ehrlich sein Wort halten, und der Heiligkeit des Eides alle persönlichen Vortheile aufopfern, ist das Kennzeichen einer wahrhaft erhabenen Seele. (Jugendbibliothek.)

---

33. Das zweite Gebot Gottes, oder: Selbst Räuber achten den Eid.

Wenn einmal der Eid nicht mehr heilig ist, wie läßt sich da mehr eine Sicherheit denken, ein friedliches Zusammenleben in der menschlichen Gesellschaft? Selbst die verworfensten Menschen haben deßhalb nicht selten schon die Heiligkeit des Eides anerkannt. Hofrath von Eckartshausen erzählt uns hiezu folgende Geschichte.

Gegen Südwest lebte ein Bauer auf einem Dorfe, der in Kriegszeiten einem benachbarten Wirthe etliche hundert Gulden aufzuheben gab, und ihn ersuchte, diese Summe, wenn er einmal nicht mehr leben sollte, seinen armen Kindern wieder zurückzustellen. Der Wirth versicherte ihm sein Begehren und schwur einen Eid. — Die Kriegsunruhen waren vorüber, und der Bauer ging zum Wirthe und ersuchte ihn um sein Geld; allein der Wirth wollte von der Sache nichts mehr wissen; er läugnete ihm keck den Empfang der Gelder ab. — „Grausamer Mann!" sagte der Bauer, „ich kann mich freilich auf nichts Anderes berufen, als nur auf deine Ehrlichkeit; du hast mir geschworen, hast den Allmächtigen, der Alles sieht, zum Zeugen angerufen; erinnere dich und sei nicht meineidig!" — Der Wirth lachte über des Landmanns Rede und jagte ihn zur Thüre hinaus. Der alte Mann kehrte mit betrübten Herzen zu seinen Kindern zurück, und Thränen benetzten seine Wangen. —

Es ereignete sich bald, daß der Wirth, der ein geldgieriger Mann war, mit einigen Straßenräubern eine Bekanntschaft suchte. Er hatte im Sinne, ein Raubnest aus seiner Wirthshütte zu machen und warb daher die liederlichsten Menschen an. Schon hatte er mehr als dreißig liederliche Kerls auf seiner Liste, deren Anführer er machen wollte. Der Tag war bestimmt, an welchem die Sache sollte vollkommen entschieden und festgesetzt werden. In einem Walde unweit eines kleinen Dörfleins trafen sie bei dunkler Nacht zusammen. Da hob einer an und sprach: „Wir sind nun heute beisammen zu einer wichtigen Besprechung. Der Wirth will unser Anführer sein; es ist daher nöthig, daß wir ihn und er uns genau kennen lerne. Es soll sonach heute unser erstes Gesetz sein, daß Jeder seine Bubenstücke, die er verübt hat, erzählen soll." — Der Vorschlag gefiel der Rotte, und Einer nach

dem Andern fing an, seine Schandthaten auszukramen. — Die Reihe kam nun an den Wirth. „Du," schrien ihm Einige entgegen, „du wirst doch hoffentlich solche Stücke haben, die dich würdig machen, unser Anführer zu sein. — „Ihr werdet es hören!" antwortete der Wirth und fing an, zu erzählen. Unter mehr denn hundert boshaften Bubenstücken erzählte er, wie er dem armen Bauersmanne durch einen falschen Eid sein hinterlegtes Geld abgeläugnet habe, und nach beendigtem Vortrage fügte er bei: „Nicht wahr, Brüder! das ist so etwas?" — Allein tiefes Stillschweigen herrschte unter der Rotte. Auf einmal trat einer von den fürchterlichsten Kerlen mit schwarzgelbem Gesichte und mit einem schwarzen Knebelbart in die Mitte, nahm den Wirth beim Halse und schrie ihm entgegen: „Elender! du bist nicht einmal werth, unter einer Räuberbande zu sein; denn wisse, bei uns ist es nöthig, daß man sein Wort halte und den Eid für unverbrüchlich heilig erkenne. Du bist eine Memme, aufgelegt, heute mit uns zu stehlen, und morgen uns zu verrathen. Denn wer einen Eid bricht, bricht zehn nicht minder leicht. Du verdienst unsere tiefste Verachtung und bist es werth, daß man dich im Koth zertrete." So sprach der Räuber und Alle gaben ihm Beifall. Sie gingen hin und plünderten das Haus des Wirthes gänzlich aus und stellten dem armen Landmanne sein Geld zurück; den Meineidigen aber überließen sie seinem Schicksale.

Wir sehen hieraus, daß selbst der größte Bösewicht die Heiligkeit des Eides fühlt, und daß nicht einmal eine Räuberbande ohne Treue und Glauben bestehen kann.

Wie kann sich je die Menschheit schützen,
Wie gar erschrecklich wird die Welt,
Wenn man die stärkste aller Stützen,
Den Eidschwur nimmer heilig hält?!

Und wenn der schwarzen Bosheit Knechte
Voll Frechheit Treu' und Glaub' entweih'n:
Wer schätzt dann noch der Menschheit Rechte,
Wo wird man dann noch sicher sein?

---

34. Das zweite Gebot Gottes, oder: du wirst schwören in Wahrheit, oder: der Eid des Wolfes.

(Eine Fabel.)

Ein Wolf hatte sich in einer Schlinge gefangen. Als der Bauer ihn todtschlagen wollte, flehte er auf's Innigste, nur dieß Mal ihn zu begnadigen. „Aber du wirst mir künftighin wieder in die Heerde fallen und Schafe zerreißen.“ — „Ach! lieber Himmel! sprach der Wolf; „ich — und Schafe zerreißen? Siehe! ich verspreche es dir feierlich unter einem Eide, daß ich gar kein Fleisch mehr fressen werde. Kräuter will ich suchen, an Wurzeln nagen und höchstens hier und da einen Fisch fressen.“ — Der Bauer ließ sich überreden und begnadigte ihn.— Indem der Wolf weiter ging, sah er im Hofe des Bauern ein Schwein im Moraste sich wälzen, und es gelüstete ihm nach dem fetten Bissen. „Aha,“ rief er, „der Morast ist ein Wasser, das Thier darin ein Wasserthier, — ein Fisch, ein Fisch! Ei, Fische darf ich ja fressen. Das verbietet mir der Eid nicht.“ — Damit fiel er über das Schwein her und zerriß es. (Fr. Uz.)

---

35. Das zweite Gebot Gottes, oder: du wirst schwören in Wahrheit, oder: das Papiergeld im Stocke.

Ein junger lediger Mann mußte plötzlich auf längere Zeit verreisen, und da er gerade viel Papiergeld im Hause hatte, so glaubte er dieses nicht besser aufbewahren zu können, als wenn er es den Händen eines alten, reichen Kaufmannes übergebe, den er für seinen Freund und einen redlichen Mann hielt. Er reisete ab. Bei seiner Rückkehr, die sich etwas verspätete, ging er sogleich zu seinem vermeinten Freunde, um seine Papiere wieder in Empfang zu nehmen. Aber wie erschrack er, als der Alte zu ihm sagte: „Was sagen Sie? Ich hätte Papiergeld von Ihnen in Verwahr genommen? Sind sie toll? oder wollen Sie mich zum Narren haben?“ Der junge Mann sah sich genöthiget, den Alten zu verklagen. Dieser sollte nun einen Reinigungseid schwören, daß er kein Papiergeld von jenem habe. Der angesetzte Termin erschien

und der Kaufmann schwur — indem er Hut und Stock unterdessen einem Gerichtsdiener einhändigte — einen leiblichen Eid, daß er das Papiergeld, das jener von ihm fordert, nicht habe. Die Feierlichkeit war vorüber, und er wollte die Treppe des Gerichtshauses hinunter gehen, als er über seinen Stock stolperte und die Treppe hinunterstürzte. Durch den Fall war er selbst tödtlich verwundet, und der elfenbeinerne Knopf seines Stockes zersprungen, und alles Papiergeld des jungen Mannes war herausgefallen. Alle standen starr vor Schrecken; denn Jeder glaubte hier Gottes Gericht zu sehen. Der Alte hatte das Papiergeld in den Stockknopf verborgen und gemeint, wenn er den Stock während des Eides einem Andern gebe, so könnte er dreist schwören, daß er dasselbe nicht habe. Er starb an den durch den Fall erlittenen Wunden unter den schrecklichsten Gewissensbissen.

(Mehler's Beispiele.)

---

36. Das zweite Gebot Gottes, oder: du wirst schwören in Wahrheit, oder: Thomas Morus.

Der durch seine Wahrheitsliebe und Unbestechlichkeit berühmte englische Kanzler Thomas Morus sollte die Ehescheidung seines abtrünnigen Königs Heinrich VIII. als giltig anerkennen und dessen Lostrennung von der Einheit der Kirche billigen. Er trat aber entschieden einem solchen ruchlosen Ansinnen entgegen. Dafür ward er aber in's Gefängniß geworfen. Man drang auch hier wiederholt in ihn und forderte ihn auf, sich den Neuerungen und Aenderungen des gottlosen Königs zu unterwerfen; wo nicht, so stünde ihm nichts Anderes, als das Blutgerüst bevor. Man verlangte von ihm einzig, daß er die wenigen Worte beschwören sollte: „Ich will mich den Bestimmungen meines Herrn und Königs fügen." — Treue Freunde, die den edlen Morus so gerne vom Tode retten wollten, besuchten ihn oft in seinem Gefängnisse und redeten ihm zu, diesen Eid zu leisten; er könne ja, meinte einer derselben, diesen Eid gar wohl ablegen, indem er sich unter „seinem Herrn und König" ja nur den höchsten Herrn und König Himmels und der Erde denken dürfe, dessen Bestimmungen er sich gewiß zu fügen bereit stehen würde. Allein Thomas Morus, der unbezwingbare Freund der Wahr-

heit, warf auf den Freund, der ihm solchen Rath ertheilen und ihn dadurch retten wollte, einen ernsten Blick und sprach: „Nicht das darf ich beschwören, was ich denke, sondern das, was man von mir zu beschwören verlangt. Ich weiß es nur zu gut, daß Gott der Herr befiehlt: Du sollst schwören in Wahrheit! Nie und nimmer werde ich mich selbst betrügen und einen Meineid begehen, um meinen elenden Körper zu retten, während meine unsterbliche Seele zu Grunde ginge." — So sprach Thomas Morus, und seine Freunde hatten einen Auftritt mehr erlebt, aus dem sie die unbesiegbare Rechtschaffenheit und Charakterstärke des großen Kanzlers ersehen und bewundern mußten. (Mehler's Beispiele.)

---

37. Das zweite Gebot Gottes, oder: du wirst schwören in Gerechtigkeit, oder: der ungiltige Schwur.

Sophronius erzählt von zwei Brüdern, die sich gegenseitig ewigen Haß geschworen hatten. Ein christlicher Nachbar, der diese furchtbare Feindschaft mit Wehmuth sah, gab sich alle mögliche Mühe, die beiden Brüder mit einander zu versöhnen. Der Eine von ihnen zeigte sich auch wirklich zur Versöhnung geneigt; der Andere aber verblieb hartnäckig in seiner Feindschaft. Der brave Nachbar machte deßhalb noch einen letzten Versuch und ging zu dem Unversöhnlichen und stellte ihm sein hartes Herz vor: Dieser aber entgegnete: „Ich kann mich unmöglich mit meinem Bruder je mehr aussöhnen; denn ich habe es vor Gott dem Allmächtigen und Allwissenden, geschworen, daß ich ihm ewig zürnen will, und daß ich nie mehr mit ihm auch nur ein Wörtlein verlieren werde. Könnte ich so böse thun und meinen Eid brechen?" — Freundlich entgegnete hierauf der Nachbar: „Mein Sohn! wie kannst du doch so thöricht sein und glauben, daß es Gott, dem Herrn, gefalle, wenn du Ihm auf eine Sünde, auf eine Todsünde hin einen Eid schwörest? Dein Schwur ist ungiltig und du darfst ihn sonach eben so wenig halten, als wenn du Gott, dem Herrn, den Schwur gethan hättest: „O mein Herr Jesus! in Anbetracht deines kostbaren Kreuzes will ich deinen Geboten nicht mehr nachkommen, sondern den Willen des Teufels, deines Feindes, erfüllen." Du hast also einen sündhaften Eid geschworen und würdest Sünde auf Sünde

häufen, wenn du deinen gottlosen Schwur halten wolltest!" — Die Worte des braven Mannes verfehlten ihren Eindruck nicht; noch an demselben Tage versöhnten sich die beiden Brüder, und lebten von nun an in Liebe und Eintracht.

(Sophr. in prato spirituali, cap. 116.)

---

38. Das zweite Gebot Gottes, oder: du wirst schwören in Gerechtigkeit, oder: Kaiser Aurelian.

Der Kaiser Aurelian führte Krieg mit Zenobia, und drang im Jahre 272 tief in Cappadocien vor, bis zu der Stadt Tyana, welche vor ihm die Thore schloß. Betroffen, sich im Laufe seiner Eroberungen vor dieser Stadt gehemmt zu sehen, schwur er im Zorne, daß er keinen Hund in Tyana wollte am Leben lassen. Die Soldaten betrieben nun, in Hoffnung vollständiger Plünderung, die Belagerung desto eifriger, als ein reicher Bürger der Stadt, mit Namen Heraclamon, um sich dem Schicksale der Uebrigen zu entziehen, dieselbe verrieth. Sogleich, nachdem Aurelian Besitz von Tyana genommen hatte, befahl er, diesen Verräther zu tödten. — Als nun die Soldaten den Kaiser an sein Wort erinnerten und auf Plünderung drangen, sprach er: „Ich habe nur geschworen, daß ich keinen Hund in dieser Stadt wollte leben lassen; so tödtet denn alle Hunde." — Er schonte das Leben, die Freiheit und das Vermögen der Einwohner, ließ auch Alles, was Heraclamon besessen hatte, dessen Kindern über. — Aurelian liebte wohl den Verrath, weil er ihm nützte, haßte aber den Verräther. Bei seinem im Zorne gemachten Schwure dachte er unter dem Worte „Hunde" gewiß auf Menschen; allein er erkannte, daß man das Böse, was man geschworen, nicht zu halten verpflichtet sei, — und um dem Scheine nach dem Schwure zu genügen, erlaubte er, die Hunde zu tödten.

(Stolb. Rel.-G. Bd. 9.)

---

39. Das zweite Gebot Gottes, oder: du wirst schwören im Gerichte.

Als einst zu dem heiligen Abte Maxentius zwei Aussätzige kamen, und ihn um Hilfe anflehten, so redete er sie

also an: „Wisset ihr wohl, warum euch der Herr mit einer so eckelhaften Krankheit züchtigte? darum nämlich, weil ihr so leichtsinnig — bei der geringfügigsten Ursache zu schwören und seinen heiligen Namen zu mißbrauchen pflegtet. — Erkennet also euer Vergehen, bereuet es, und faßt einen festen Vorsatz voller Besserung.“ — Die hierdurch erschütterten Männer fielen auf ihre Knie nieder, und flehten reumüthig zu Gott um Verzeihung, worauf sie der heilige Maxentius mit geweihtem Oele salbte und wunderbar von ihrer Krankheit heilte. (Lohn Biblioth. II. 124.)

---

40. Das zweite Gebot Gottes, oder: der falsche Eid, oder: der Verzweifelnde auf dem Todbette.

Ein Seelsorger wurde zu einem sterbenden Bösewichte gerufen. Dieser war nach einem falschen Eide von Gott durch einen starken Schlagfluß und durch den Verlust der Sprache gestraft worden. Zwar war er noch beim Verstande, aber keine Trostsprüche vermochten die Zeichen der Verzweiflung, die man bei ihm bemerkte, zu verscheuchen. Da man ihn fragte, was doch die Ursache seiner Verzweiflung sein möge, streckte er seine Zunge heraus, zeigte mit seinem Finger auf dieselbe, erhob dann die drei Finger der rechten Hand, wie man bei feierlicher Ablegung eines Eides zu thun pflegt, — und als man die Frage stellte, ob dieß bedeuten soll, daß er einen falschen Eid abgelegt, so nickte er bejahend mit dem Kopfe. — Hernach verfiel er immer mehr in Verzweiflung, machte die gräßlichsten Geberden, als Zeichen seiner peinigenden Gewissensangst und starb so elend dahin.

(Lebensfrüchte v. Sinai rc. S. 292.)

---

41. Das zweite Gebot Gottes, oder: der Meineidige, oder: König Rudolph.

Rudolph, König von Schwaben, hatte dem Kaiser Heinrich IV. Treue geschworen, aber diesen Schwur gebrochen, indem er nachher von ihm abfiel. — Nun geschah es, daß er bald darauf in der Schlacht bei Merseburg die rechte Hand verlor. — Er hob nun die Hand vom Boden auf, zeigte

sie erschrocken seinen Soldaten und sprach: „Diese ist die Hand, mit welcher ich dem Kaiser Heinrich, meinem rechtmäßigen Herrn, das Wort der Treue gegeben habe. Erwäget nun selbst, ob ich mit Recht von ihm abgefallen bin!“ — (Strigel. apud Bayrlink. tom. 7.)

42. Das zweite Gebot Gottes, oder: der falsche Eid, oder: die selbstverlangte Strafe.

Ein merkwürdiger Vorfall ereignete sich am 12. Juli 1745 in Schwarzstein bei Rastenburg. Ein Losmann war kurze Zeit vor dem erwähnten Tage eines Diebstahls beschuldigt und in Folge dessen vor das Gericht zu Rastenburg gestellt worden. Er erbot sich zum Reinigungseide; weil er aber als ein unsittlicher Mensch und als Dieb berüchtiget war, so wurde er zum Schwure nicht zugelassen. Da fing er nun auf eigene Hand zu schwören an und äußerte dabei: „Das erste Gewitter, das heraufkommt, möge mich erschlagen, wenn ich gestohlen haben sollte!“ — Am 12. Juni nun zog über Schwarzstein ein schweres Gewitter herauf, und der erwähnte Losmann befand sich mit mehreren andern Personen, namentlich mit vier Kindern und einem Hunde in seinem Wohnhause. — Auf einmal erfolgte ein Donnerschlag. Der Blitz hatte in das Haus des gedachten Losmanns getroffen und den Missethäter inmitten der übrigen Mitbewohner erschlagen, welch' letztere zwar etwas betäubt, aber unversehrt geblieben sind. Der Strahl war ihm in die Nase und in den Mund gefahren. Da das Haus in Flammen stand, so mußte der Getödtete hinausgetragen werden, — aber Niemand von den Einwohnern Schwarzsteins wollte den, wie sie nicht ohne Grund meinten, von Gott Gerichteten berühren, trotz der Ermahnung des Pfarrers, der, nachdem seine Vorstellungen fruchtlos geblieben, selbst zur Wegschaffung der Leiche Hand anlegen mußte. Das Haus brannte nieder, doch verbreitete sich das Feuer nicht weiter. — Gewiß — ein merkwürdiger Fall, jedoch buchstäblich wahr! daß er unter dem Volke Aufsehen erregte, versteht sich von selbst, wenn gleich hundert andere Flüche und falsche Schwüre ohne augenblickliche Strafe geblieben sind. — Aber dieser Fall hat einen tiefen Eindruck auf das Volk gemacht.

(Intell.-Bl. für Lit. — Aachner Zeitung v. 11. Aug. 1845.)

43. Das zweite Gebot Gottes, oder: Halte die Gott gemachten Gelübde.

In dem Feldzuge gegen die Longobarden wollte der Bruder des heiligen Benedikt von Anian, der aus einer gräflichen Familie abstammte, mit seinem Pferde über einen Fluß setzen, ward aber von der starken Strömung desselben fortgerissen, und schien ohne Rettung verloren, als zufällig Benedikt, der denselben Weg ritt, jetzt gerade herbei kam. In der Bestürzung des nun plötzlich auf ihn einströmenden Mitgefühls mit der Gefahr seines Bruders stürzte er sich selbst in den Fluß, fand sich nun aber eben sobald in gleicher Todesgefahr, wie jener. In diesem entschiedenen Moment zwischen Leben und Tod that er ein Gelübde, daß, wenn es jetzt Gott gefiele, Rettung zu senden, er seinem Dienste ausschließlich alle übrigen Tage seines Lebens weihen wolle. Benedikts Gebet wurde erhört, er und sein Bruder wurden gerettet. Nach beendigtem Feldzuge eilte Benedikt sogleich, sein Gelübde zu erfüllen, trat in das Kloster, und wurde ein Reformator seines Ordens. (Stolberg's Religionsgesch.)

---

44. Das zweite Gebot Gottes, oder: Sei nicht voreilig im Geloben.

Ein Frauenzimmer hörte, daß der heil. Franz von Sales sich durch ein Gelübde verpflichtet habe, jeden Tag den Rosenkranz zu beten. Nun wollte sie ein Gleiches thun, wünschte jedoch zuvor seine Meinung darüber zu vernehmen.

Er sprach zu ihr: „Hüten Sie sich ja, dieß zu thun!" — Sie erwiederte: „Warum denn widerrathen Sie Anderen, was doch Sie selbst in Ihrer Jugend gethan haben?"

Der Heilige versetzte: „Das Wort Jugend entscheidet die Sache. Denn damals überlegte ich noch nicht genug, was ich that; allein jetzt, bei reifem Alter, sage ich Ihnen: Thun Sie es nicht! Ich sage nicht, daß Sie den Rosenkranz nicht beten sollen; im Gegentheile empfehle ich es Ihnen auf das Dringendste, und ermahne Sie, denselben keinen Tag zu unterlassen, da dieses Gebet Gott und der allerseligsten Jungfrau sehr wohlgefällig ist. Ich möchte aber lieber, daß Sie durch einen ernsten und festen Vorsatz, als durch ein eigentliches

Gelübde sich dazu verpflichteten. Denn auf solche Weise setzen Sie, wenn es Ihnen widerfahren sollte, denselben zu unterlassen, sich nicht der Gefahr aus, Gott zu beleidigen. Mit dem bloßen Gelübde ist nichts gethan. Man muß das Gelübde auch erfüllen; und zwar ist man unter einer Sünde hiezu verpflichtet, was fürwahr keine Kleinigkeit ist. Ich versichere Sie, daß jenes Gelübde mich nicht selten in Verlegenheit brachte, und daß ich schon nahe daran war, mich davon dispensiren oder dasselbe in eine andere gleich wichtige geistliche Uebung verwandeln zu lassen, die einem solchen Zwange nicht unterworfen ist." (Mehler's Beisp.)

---

45. Das zweite Gebot Gottes, oder: das veränderte Gelübde.

Eduard III., König von England, den die Vorsehung aus so mancher Gefahr gerettet hatte, gelobte, eine Wallfahrt nach Rom zu verrichten. Allein der englische Adel, welcher mit Recht fürchtete, es möchten in seiner Abwesenheit die kaum gedämpften Unruhen wieder ausbrechen, widerrieth es ihm und schlug ihm vor, seine Andacht lieber im Vaterlande durch Almosen und andere gute Werke auszuüben, die das Land vielmehr erbauen, als ihm Unruhen verursachen würden. Da der König ängstlich in seinem Gewissen war, so mußte man sich an den Papst wenden, um den König durch Verwandlung seines Gelübdes zu beruhigen. Der Papst schrieb ihm mit folgenden Worten zurück: „Weil England durch deine Abwesenheit in Gefahr sein würde, so sprechen wir dich von der Schuldigkeit los, die du dir auferlegt hast; und wir gebieten dir dafür, dasjenige, was du auf deiner Reise ausgegeben hättest, unter die Armen auszutheilen, und ein Kloster zu Ehren des heil. Petrus zu erbauen oder wieder herzustellen. Zweifle nicht, daß Gott Allen, die Ihn aufrichtig anrufen, nahe ist, wo sie sich immer befinden mögen!" — Der König stellte die Westmünster-Abtei wieder her, und schickte herrliche Geschenke nach Rom, die man dort zu einer Kirche verwendete, welche die englische Schule genannt wurde.

(Berault-Bercastel's Gesch. d. Kirche.)

---

46. Das zweite Gebot Gottes, oder: Lebensrettung durch ein Gelübde.

Auf einem nicht ferne von Prag gelegenen gräflichen Schlosse wurde im Jahre 956 ein Knabe geboren, der am Ende seiner irdischen Laufbahn die Krone eines für den Namen Jesu sterbenden Blutzeugen errang. Adalbert war sein Name. Er hatte das unschätzbare Glück, von frommen Eltern geboren zu sein. Die Geburt eines Sohnes betrachteten diese als ein Geschenk des Himmels; und warmes Dankgefühl für diese empfangene göttliche Wohlthat vermehrte nur noch ihre beiderseitige Liebe zu dem noch nicht einmal lallenden Säugling. Aber dieser ward plötzlich krank, und die Kunst selbst der geschicktesten Aerzte versprach wenig Hoffnung, ihn zu erhalten. Da nahmen diese gottseligen Eltern ihre Zuflucht zu der Mutter des Erlösers, ihr feierlichst gelobend, daß, wenn durch ihre Alles vermögende Fürbitte das Kind wieder gesund werden sollte, sie es für immer Gott und der Kirche weihen wollten. Es geschah, wie sie gebeten hatten; der Kleine war wieder gesund; und um ihr Gelübde zu erfüllen, übergaben sie ihn, sobald er die Kinderjahre überschritten hatte, zur Erziehung dem ehrwürdigen Erzbischofe Adalbert von Magdeburg. Dieser widmete sich dem hoffnungsvollen Knaben mit oberhirtlicher Gewissenhaftigkeit. Eben so fromm gesinnt als wohl gebildet kehrte der junge Adalbert, als sein großmüthiger Erzieher im Jahre 981 gestorben war, in den Schooß seiner Familie zurück, und empfing zwei Jahre nachher zu Prag die heiligen Weihen. Der Segen, der auf dem Gelübde der frommen Eltern ruhte, fing an, zu wirken; es währte nicht lange, so war Adalbert Bischof von Prag. Sein eifrigstes Bemühen war, das wilde, noch heidnischen Sitten huldigende Volk zu frommen Christen zu machen. Da ihm aber das nicht gelang, ging er als Missionär nach Preußen, wo noch die Gräuel des Götzendienstes herrschten. Hier errang er als Verkündiger des Evangeliums die Martyrerkrone.

(Dr. Herbst.)

---

47. Das zweite Gebot Gottes, oder: die Strafe der Gotteslästerung.

Eusebius berichtet in seiner Kirchengeschichte, daß Kaiser Maximian, vom Hasse gegen die Christen getrieben, eigene

Büchlein schreiben ließ, in denen die abscheulichsten Lästerungen gegen den Gott der Christen standen. Diese Büchlein wurden dann in den Schulen unter die Kinder vertheilt, mit dem Auftrage, deren Inhalt auswendig zu lernen und dann auf den Gassen zum Verdruße und Aerger der Christen laut herzusagen, welchem Befehle die leichtsinnige Schuljugend auch gern willfahrte. — Allein bald traf die Strafe Gottes ein. Eine Unzahl der Heiden wurde von der Pest ergriffen, so daß die Gassen und Häuser mit Leichen überfüllt waren, und es an Händen fehlte, so viele zu beerdigen, während unter den Christen auch nicht Einer pestkrank wurde. — Der Kaiser selbst verlor das Augenlicht, verfiel in Raserei und nahm sich selbst gewaltsam das Leben.

(Lohn Biblioth. I. 230.)

---

48. Das zweite Gebot Gottes, oder: die Strafe der Gotteslästerung.

In dem Dorfe Edinghausen, nicht weit von der Stadt Bielefeld, ließ es sich ein Spötter und Lästerer der heiligen Religion in seinen bösen Sinn kommen, im Wirthshause des heiligen Abendmahls zu spotten. Mit seinen Saufkameraden sitzt er am Tische, nimmt Brod und Wein, spricht darüber die Worte der Einsetzung des allerheiligsten Sakramentes, und theilt es unter seine Gesellen aus. Wie die Reihe an ihn selbst kommt, von dem Brode und Weine zu nehmen, wird ihm übel, — er legt den Kopf auf den Tisch, und ist in einigen Secunden eine Leiche. Am heil. Dreikönigstage ist er begraben worden. — Dieß ist eine zuverlässig wahre Geschichte, und diene allen Spöttern über heilige Gegenstände zur ernsten Warnung!

(Lebensfr. Sinai. 289.)

---

49. Das zweite Gebot Gottes, oder: die Strafe der Gotteslästerung.

König Ludwig IX. von Frankreich hatte das Gesetz gegeben, daß demjenigen, der überwiesen würde, öffentlich Gott gelästert zu haben, mit einem glühenden Eisen sollte die

Zunge durchstochen werden. Da geschah es nun, daß wirklich ein Bürger von Paris eine abscheuliche Gotteslästerung öffentlich ausgesprochen hatte, und darüber bei dem Könige verklagt wurde. — Ohne Gnade und Barmherzigkeit ließ nun der König an dem Schuldigen die festgesetzte Strafe vollziehen, und zu jenen, die für den Uebelthäter Fürbitte einlegten, sprach er: „Ich verzeihe wohl, wenn man mich lästert, aber nie und nimmermehr, wenn die Majestät Gottes öffentlich verunglimpft wird. Im Gegentheile — ich wollte lieber selbst mir die Zunge mit einem glühenden Eisen durchstechen lassen, wenn ich dadurch jede Gotteslästerung aus meinem Reiche verbannen könnte.“ — Derselbe König ertheilte auch seinem Sohne den Auftrag, ja nie, wenn er auf den Thron gelange, eine Gotteslästerung ungestraft hingehen zu lassen, und vor Allem dahin zu trachten, daß besonders das Laster der Gotteslästerung aus seinem Reiche ganz verschwinde.

(Lohn Biblioth. I. 226.)

---

50. Das zweite Gebot Gottes, oder: die Folgen des Scheltens und Fluchens.

In einem Städtlein der Lütticher Diöcese fand man einmal einen Knaben, der sich aus seinem Elternhause verirrt hatte, weinend und heulend anf der Strasse stehen. Es versammelten sich bald mehrere Leute um ihn, und wollten mitleidig den kleinen Schreier nach Hause führen. Weil sie aber seine Wohnung nicht wußten, so fragten sie ihn, wie sein Vater heiße? — „Satan,“ erwiederte der Knabe. Die Leute stutzten und fragten ihn noch einige Male, bekamen aber immer dieselbe Antwort. — „Aber wie nennt man denn das Haus, wo deine Eltern wohnen?“ — „Das Satanshaus,“ erwiederte der Knabe. Die Leute entsetzten sich über diese Reden des Knaben, und wußten nicht, was das bedeuten sollte. Da kam Jemand hinzu, der den Knaben kannte, dieser sagte ihnen, was es damit für eine Bewandtniß habe. Der Knabe hatte nämlich sehr zornmüthige und unordentliche Eltern. Kaum trat der Mann Abends etwas berauscht in die Stube, so fing der Streit schon an, und da sprach gewöhnlich das Weib: „Du bist ein wahrer Satan!“ — Wenn die Mutter ihr Kind ausschalt, so hieß es meistens:

„Dein Vater ist ein Satan und du bist ein Satanskind.“ — Den gleichen Titel erhielt das Weib von ihrem Manne zurück. — Wenn endlich Zank und Hader den höchsten Gipfel erreichten, dann rief Mann und Weib und Magd abwechselnd: „Welch' ein abscheuliches Haus! ein wahres Satanshaus!“ — Dieß hatte sich der Kleine gemerkt und sagte es nach. — Welch' ein warnendes Beispiel für die Eltern, daß sie ja nicht in Gegenwart ihrer Kinder fluchen und schelten, noch dieß von ihren Dienstboten geschehen lassen! — „Von den alten Raben lernen die jungen das Krächzen“, sagt ein altes Sprichwort. (Moralische Geschichen S. 34.)

---

51. Das dritte Gebot Gottes, oder: der gesegnete Handwerksmann.

Es kommt ein christlicher Kaufmann zu einem Handwerksmanne, den er kennt, und macht ihm Vorwürfe, daß er am Sonntag arbeite. Der Mann aber spricht: „Mein lieber Herr! ich bin arm, und muß am Sonntag arbeiten, sonst bring ich mich nicht durch.“ Der Kaufmanu gibt die Wiederrede und sagt: „Kein Wunder, daß du arm bist, gerade darum bist du arm, weil du am Sonntage arbeitest. Wie kann dich Gott segnen, wenn du arbeitest? — Weißt du was, ich will einen Vertrag mit dir machen; hör auf am Sonntag zu arbeiten, und heilige diesen Tag, wie es einem Christen geziemlich ist! Längstens in einem halben Jahre komme ich wieder hieher, und dann zahle ich dir allen Schaden, den du erlitten hast, wenn du von nun an nicht mehr an Sonntagen arbeitest, und koste es hundert Thaler.“ Der Handwerksmann läßt sich darauf ein, und probirt's. Nach fünf Monaten kommt der Kaufmann wieder, und da ihm der Schuhmacher sagt, daß er seinen Rath befolgt habe, fragt er: „Nun, wie viel muß ich dir herauszahlen? Da spricht der Handwerksmann: O nichts, gar nichts; die Feier des Sonntags hat mir vielen Segen, aber keinen Schaden gebracht. Vor fünf Monaten hatte ich keine Kuh; jetzt habe ich eine und für alle Noth ist gut gesorgt.“ Dieß verbürgt uns als eine wahre Geschichte — der bekannte Verfasser des Kalenders für Zeit und Ewigkeit. —

Alban Stolz 1846.

---

52. Gedenke des Sabbats, daß du ihn heiligst, oder: der christliche Barbier.

Als William Kind, der in der englischen Stadt Bath lebte, und seine zahlreichen Kunden auch am Tage des Herrn zu rasiren pflegte, eben darum aber aller Gelegenheit, den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen, entbehren mußte, einst seiner gewöhnlichen Sonntagsarbeit nachging, blickte er, wie von ungefähr in eine offene Kirche und hörte so eben den Prediger den Text verlesen: „Gedenke des Sabbats, daß du ihn heiligst!“ Er hörte eine Weile der Predigt zu und überzeugte sich, daß Gott unmöglich auf seine Sonntagsarbeit den Segen dieses Tages legen könne. Er ging unruhig hinweg, und setzte mit schwerem Herzen seine Arbeit fort. Seine Unruhe nahm aber je mehr und mehr zu; denn die Pflicht den Tag des Herrn zu heiligen, an demselben dem Herrn und nicht Menschen zu dienen, leuchtete ihm bald völlig ein. Nach vielen in Gebet und Thränen verlebten, schlaflosen Nächten entschloß er sich, alle seine Sorgen auf den Herrn zu werfen, Sonntags nicht mehr seine Kunden zu bedienen, sondern das Heil seiner Seele zu suchen. Bald genoß er nun jenes innere Glück, welches jede Pflichttreue begleitet und jenen Gottesfrieden, den die Welt weder geben noch nehmen kann. Zugleich traten aber auch die Folgen ein, die er von seinem Schritte erwartet hatte. Seine vornehmen Kunden dankten ihn ab, und er kam so zurück, daß er bald seinen ansehnlichen Laden schließen, zuletzt einen Keller unter einem alten Markthause miethen und Männer aus der untersten Volksklasse barbiren mußte. Eines Sonnabends in der Abenddämmerung fragte ein Fremder, der mit der Post ankam, nach einem Barbier; und der Postbeamte weiset ihn in der Eile nach dem gegenüber liegenden Keller. Der Fremde tritt hinein und verlangt recht schnell, während des Wechselns der Pferde, barbirt zu werden, weil er es nicht liebe, dergleichen am Sonntage vorzunehmen. Dieß bewegte das Herz des schwergeprüften Kind. Er brach in Thränen aus und bat den Fremden ihm einen Groschen vorzuschießen, damit er ein Licht kaufen könne, da es nicht mehr hell genug war, den Bart ohne Licht abzunehmen. Dieß that der Fremde, über die Ursache nachdenkend, welche den armen Mann wohl in solche Dürftigkeit gebracht haben

könnte. Als er rasirt war, sagte er: Die Geschichte Eures Lebens muß von besonderer Art sein. Ich habe jetzt nicht Zeit, sie zu hören, hier ist aber ein Thaler, komme ich zurück, so spreche ich wieder ein, um Euere Umstände zu vernehmen. Wie heißt Ihr? William Kind. — W. Kind! Nach Eurer Aussprache seid Ihr aus dem Westen von England. Ja, aus Kingston. — Wie hieß Euer Vater? — Thomas. — Hatte er noch einen Bruder? Ja; dieser aber ging nach Indien, und wir wissen nichts mehr von ihm. — Kommet und folget mir, entgegnete der höchst erstaunte Fremde, ich gehe eben zu einem Manne, der William Kind aus Kingston zu seyn behauptet; kommet, stellet Euch ihm gegenüber! und könnet Ihr beweisen, daß Ihr der seid, für den Ihr Euch ausgebet, so habe ich sehr glückliche Nachrichten für Euch. Euer Oheim ist todt und hat ein großes Vermögen hinterlassen, in dessen Besitz ich den rechten Sohn seines Bruders setzen werde. Sie nahten der Postkutsche, fanden da den vorgeblichen W. Kind, der nun leicht als ein Betrüger erkannt war, und der Noth unsers armen Barbiers war abgeholfen, eben da sie am Allergrößten zu werden begonnen hatte. Gerade die durch strenge Beobachtung des Ruhetages herbeigeführte Armuth hatte dazu beitragen müssen, daß ihm sein rechtsmäßiges Erbe nicht entzogen ward. (Beisp. des Guten)

---

53. Höre am Sonntag die Predigt, oder: Das göttliche Wort ein zweischneidiges Schwert.

In Mexiko war ein Edelmann auf eine außerordentliche Weise dem Zorn ergeben. Durch ein einziges Wort beleidiget, konnte er rasen, er war beleidiget, ehe man daran dachte. Er lästerte dann fürchterlich, und ging der Gegenstand seines Zornes nicht aus den Augen, so kam jederzeit ein Unglück heraus.

Man weiß nicht, ob er einmal an seiner Ehre beleidiget, oder einem Andern nachgesetzt wurde! genug! er warf einen tödtlichen Haß auf einen gewissen Collegen. Dieser wich aus, und ließ sich weder sehen noch wissen. Da schwur der Zornige, er wolle so lange keine religiöse Uebung mehr mitmachen und sich Bart und Nägel wachsen lassen, bis er

seinen Gegner auf die Haut gelegt und ihm die Seele mit dem kalten Eisen aus dem Leibe gejagt habe.

Ein toller Schwur und leider wurde er auch gehalten. Nach zwei Jahren bringt dieser Rasende in Erfahrung, daß sein Feind sich in einer Stadt, die zwanzig Meilen von ihm entlegen war, aufhalte.

Da schwört er auf ein Neues, er wolle sich so lange von aller Speise enthalten, bis er seinen Gegner gefunden habe. Er bestieg ein schnelles Pferd, und auch mit Waffen war er wohl versehen.

Ein Vogel ist kaum so schnell in seinem Fluge als dieser Menschendrache. Auf jeder Post nahm er ein anderes Pferd, um bald an Ort und Stelle zu kommen, um seinen Racheburst zu stillen. Sein mit Bart verwachsenes Gesicht war häßlich und seine langen Nägel machten Aufsehen.

In der Stadt angekommen — war er unermüdet im Nachforschen, konnte jedoch von seinem Feinde keine Spur finden. Endlich kam er in die Hauptstrasse der Stadt und sah einen Bußprediger, von vielem Volke umgeben. Da schlich er voll Ungeduld unter den Zuhörern umher, in der feurigsten Begierde, den Gegenstand seines Zorns und seiner Mühe unter die Augen zu bekommen. Allein es ließ sich derselbe nirgends sehen. Unterdessen hörte er wieder einige Worte des Predigers, aber können diese sanften Worte ein so verhärtetes Herz durchdringen? Nach geendigter Predigt ging dieser Edelmann fort, nicht in den Gasthof, wo er abgestiegen war, sondern in eine abgelegene Wohnung der Stadt, und hielt sich still. Hat er hier, in diesem verborgenen Hinterhalte, auf seinen Feind gelauert? Auf seinen Knieen lag er, weinte und kämpfte mit sich selbst. Darauf suchte er den Prediger auf, und gab sich ihm in seinem ganzen Zustande zu erkennen. Der Beichtvater bewunderte diese Stärke im Bösen und nun auch im Guten; denn der Büßer erfragte jetzt wirklich den Gegenstand seines bisherigen Hasses; er erfragte, wie er Schulden halber im Kerker liege. Da verkaufte er, was er entbehren konnte, um die Erlössumme voll zu machen, ging zu ihm in den Kerker, bat den Gefangenen und nun Befreiten um Verzeihung und versöhnte sich. Beider Wangen waren naß von Thränen der Liebe.

(Jugendbibliothek 20. Bd.)

54. Höre am Sonntage die Predigt, oder: Nutzen des Predigthörens.

Ein Mensch voll Herzensgüte und einfaltsvoller Demuth, die bei Gott mehr gelten, als eitle Vielwisserei, wobei Hoffart ist, kam einstmals zu einem weisen Manne, den die Tugend ehrwürdig machte. Der Einfältige klagte ihm, er könne nichts behalten, von Allem dem, was er in Predigten und Christenlehren höre, sondern vergesse Alles gleich wieder. Der Weise aber wollte ihm begreiflich machen, daß ihm dadurch die fleißige Anhörung der Predigten und Christenlehren nicht unnütz werde, und sprach: „Nimm ein Körbchen, das recht unrein ist, geh damit zum Flusse hin und hole Wasser!“ Der gute Mann mußte wohl selbst über diesen Auftrag lächeln, befolgte ihn aber dennoch. Nach einer Weile kam er zurück, und sagte, er habe das Körbchen zwar öfters eingetaucht; aber Wasser habe er nicht mittragen können. Der Weise sprach: „War aber das Körbchen zuvor nicht unrein?“ — Und der Mann antwortete: Ja! das war es; jetzt aber ist es rein, und schön.“ — Nun, sagte jener: „Eben auf solche Weise wird das Herz, wenn es mit dem Worte Gottes gleichsam angefüllt wird, in der Tugend immer reiner und schöner, obschon das Gedächtniß nchts davon zu behalten scheint.

Da nun das göttliche Wort solche beseligende Wirkungen hervorzubringen vermag, so ist es unsere heiligste Pflicht, demselben an Sonn- und Feiertagen fleißig und aufmerksam beizuwohnen. (L. c. 14. Bd.)

Sollten wir jedoch durch irgend ein dringendes Geschäft gehindert sein, dem öffentlichen Gottesdienste beizuwohnen, so werden wir dennoch zu Hause manchen Augenblick finden, um im Geiste dem Priester am Altare zu folgen und in häuslicher Andacht den sonntäglichen Gottesdienst zu feiern. (Mehlers Beisp.)

Die Sonntagsfeier unter freiem Himmel.

Der Hirtenknabe Paskal diente bei einem harten, unchristlichen Herrn. Da wo sich an Sonn- und Festtagen sein Herz nach dem Hause und Dienste Gottes sehnte, mußte er nicht selten dem ungestümen Verlangen seines Gebieters

nachgeben und die Heerde auf die Weide führen. Mit nassen Augen folgte er oft seinen Schäflein; denn er hätte so gerne dem heiligen Opfer und dem göttlichen Worte beiwohnen mögen. Bald aber machte er ein Mittel ausfindig, um dennoch auch unter freiem Himmel seinem Herrn und Gott dienen zu können. Er hatte sich nämlich an seinem Hirtenstab das Bild der seligsten Jungfrau mit dem lieben Jesukindlein eingeschnitten; und wenn nun die Glocken zum Gottesdienste einluden, so steckte er seinen Stab in die Erde, und ihn als Altar betrachtend — kniete er nieder und wohnte im Geiste dem heiligen Opfer bei und feierte so den Tag des Herrn in kindlicher Frömmigkeit und voll zarter Andacht.

Mancher Dienstbot, manche Hausfrau muß dem Drange der häuslichen Ordnung und Geschäfte nachgeben und vom sonntäglichen Gottesdienste wegbleiben. Wie leicht könnte man aber in diesem Falle unter seinen Arbeiten denn doch manchen stillen Augenblick finden, um vor dem Bilde des Gekreuzigten hingeworfen — mit dem Priester am Altare sein Gebet und seine Andacht zu vereinigen und sonach, ohne in der Kirche zu sein, dem Allwissenden und Allgegenwärtigen ein angenehmes Opfer und einen erfreulichen Gottesdienst darzubringen! (Mehlers Beisp.)

---

55. Unschuldige Erholungen am Sonntag, oder: Das Billardspiel.

Quadrupani erzählt uns von dem heiligen Carl von Borromä folgende Geschichte: „Der heilige Carl von Borromä unterhielt sich an einem Sonntage mit einigen Geistlichen auf dem Billard. Mitten im Spiele ließ sich Einer plötzlich, an den Tod erinnert, einfallen, zu sagen: „Was würden wir machen, wenn man uns berichtete, daß wir in einer Stunde vor dem Richterstuhle Gottes erscheinen?“ Der Eine antwortete, daß er eilends gehen würde, sein Brevier zur Hand zu nehmen, das er noch nicht vollends gebetet, ein Zweiter, daß er geschwind seinen Beichtvater aufsuchen würde und so Anderes. Als die Reihe an den Heiligen kam, so sagte er lachend: „Was mich betrifft, so würde ich diese Partie Billard vollenden; ich habe sie in der Absicht

angefangen, Gott zu gefallen, und ich glaube in diesem Augenblicke nichts thun zu können, das ihm angenehmer wäre." — Sehet das gute Gewissen und die gute Absicht dieses heiligen Mannes bei allen Verrichtungen! (Instructions pour éclairer les ames pieuses dans leurs doutes par P. Quadrupani, Barnabite. Sournay 1839 pag. 129.)

Wer in solcher Weise, mit solcher Absicht am Sonntage sich erfreut, der entheiligt den Tag wahrlich nicht. Unschuldige Erholungen und Freuden, wie z. B. eine honette Visite, ein Spaziergang ins Freie, ein angemessenes Spiel, können daher auch am Sonntage durchaus nicht verboten sein; denn man kann damit Gott sehr dienen, wenn man es zu seiner Ehre thut.

---

56. Der gestrafte Sabbatschänder, oder: die Windmühle.

Ein Müller von der Pfarre des heil. Johann von Corcoue in der Vendée, welcher vom Dämon des Geitzes besessen war, arbeitete beinahe jeden Sonntag. Oft ließ er während des Amtes und der gottesdienstlichen Verrichtungen seine Mühle gehen. An einem hohen Festtage war er einmal statt in der Kirche noch zu Mittag an der Arbeit. Seine Frau wartete lange auf ihn; endlich gegen Abend ging sie, ihn zu suchen. Sie fand ihn todt auf die Erde hingestreckt, die eine Seite des Körpers ganz von den Flügeln der Mühle zerschlagen. Als er des Morgens aus dem Hause ging, beklagte er sich über den wenigen Wind und fügte hinzu: „Ich will unsere Mühle in den Stand bringen, daß sie immer geht, und jedes Lüftchen profitirt." Er wartete da mehrere Stunden; er sah die Bauern in die Kirche gehen und versteckte sich, denn er wußte, daß er schlecht handle. Als sie alle vorbei waren, ging er wieder herab, unten stellte er sich auf einen Erdhügel und betrachtete die Wolken. Plötzlich erhob sich der Wind, drehte die Mühlflügel nur einmal herum, deren Spitzen den Müller erschlugen, und hörte dann gleich wieder auf, nachdem der Gesetzübertreter todt, zwanzig Schritte weit weggeschleudert war.

Dieser Tod brachte eine große Wirkung im Lande hervor, und Jedermann betrachtete ihn ganz mit Recht als

eine Strafe des Himmels für die Entheiligung des Tages des Herrn. (Mehlers Beisp.)

Willst du im Guten nicht erkalten,
Soll deine Arbeit dir gedeih'n,
Mußt du den Sonntag heilig halten,
Und ihn der Andachtsübung weih'n.

---

57. Das vierte Gebot Gottes, oder: ein Sinnbild kindlicher Liebe aus der Thierwelt.

Lessing erzählt, daß, als er einst nach Mitternacht schrieb, er plötzlich durch ein Geräusch aufmerksam gemacht — eine große Ratte an dem auf die Erde gestellten Teller gewahr ward, worauf er ein Stückchen Mandelkuchen übrig gelassen hatte. Nachdem die Ratte das Stück untersucht hatte, kehrte sie wieder unter den Fußboden zurück. Einige Minuten darauf kamen drei Ratten, von welchen zwei die dritte mit einer Art Zärtlichkeit führten. Sobald sie gefressen hatten, stand Lessing auf sie zu verjagen. Zwei entflohen, die dritte aber fing er. Nach genauer Besichtigung fand er, daß sie blind und die Mutter der andern war.

(Krautheimer II. S. 358.)

---

58. Das vierte Gebot Gottes, oder: die Gabe kindlicher Liebe.

Als die Zeit erfüllt war, und Vater Romuald seinen Geburtstag feierte, sammelten die drei jüngsten Kinder Blumen aller Art und flochten sie ganz heimlich zu einem schönen Kranze und warteten sehnsuchtsvoll auf den Anbruch des Tages. Als nun die Sonne sich strahlend am Himmel zeigte, gingen alle drei mit entblößten Füssen in des Vaters Kämmerlein, damit er es nicht höre, und legten den Blumenkranz auf des Vaters Bett. Der Vater bemerkte es wohl, that aber als ob er schliefe. Als er nun das Bett verließ, kam er mit dem Blumenkranz in der Hand und sprach: „Wo sind die Engel, die mich bekränzt haben in der Nacht, da ich schlief?" Und die Kinder kamen, küßten den Vater und waren voll Freude.

Da kam ein Mann, ein Bote, und brachte ein zierlich gebundenes Fäßchen mit köstlichem Wein, das Herz des Vaters zu erfreuen. Der Vater ward hoch erfreut, als er vernahm, daß der älteste Sohn es gesendet, und die Kinder hüpften um den Vater und das Fäßlein. Hernach trat der Vater an den Tisch und fand ein feines großes Blatt, auf dem ein schönes, frommes Lied vom zweiten Sohne geschrieben war, der aus der Fremde sich wieder nach Hause begeben hatte. Als der Vater es las, da lächelte er, und die Thränen fielen auf das Blatt. — Da sahen die drei jüngsten Kinder den Vater an, und sagten: „Lieber Vater! sieh', so etwas können wir noch nicht machen, wir sind noch zu klein." Da nahm der Vater alle drei, das Mädchen und die beiden Knaben, drückte sie an sein Herz und sprach: O liebe Kinder! denket nicht, daß eure Gabe in meinem Herzen geringer sey! Ihr liebet mich so innig, wie die Andern, und mein Vaterherz umfaßt euch Alle in Liebe auf gleiche Weise." —

Welches herrliche Fest, wenn Kinder ihre heilige Pflicht erkennen und mit Dank und Gegenliebe der Eltern Liebe lohnen! Wie wohlthuend für ein Vater- und Mutterherz!

(Mehlers Beisp.)

---

59. Das vierte Gebot Gottes, oder: trage einen Theil der Schuld gegen deine Eltern ab.

Der Sohn eines Schulmeisters zu Grenade im Departement der obern Garonne, Namens Despet, hatte sich in der Schlacht von Eylau unter den Augen des Kaisers Napoleon sehr ausgezeichnet. Dieser bewilligte ihm das Ehrenkreuz, die Belohnung der Tapferen. Kaum sah sich der junge Despet damit geziert, so eilte er in der Freude seiner Seele, ergriff eine Feder, und schrieb an seinen Vater folgenden Brief: „Mein Vater! ich bin Mitglied der Ehrenlegion. Beziehen Sie die Pension davon, welche 250 Fr. beträgt! — Wahrlich — wenn mich der Kaiser zahlt, weil ich meine Schuldigkeit that, so muß ich wohl denen einen Theil abstatten, welchen ich das Leben verdanke. Mein größtes Verlangen war, Ihnen nützlich zu werden; mein Wunsch fängt an, in Erfüllung zu gehen, ich wünsche mir

Glück dazu. Adieu, mein Vater! zählet immer auf die zärtlichste Freundschaft eures Sohnes." —

Welcher edle kindliche Zug von Liebe und Dankbarkeit!

(Mehlers Beisp.)

60. Vergiß deine Eltern auch in der Ferne nicht.

Nelson, der berühmte Seeadmiral, kam, kaum zwölf Jahre alt, schon an Bord eines Linienschiffes. Er war noch nicht fünfzehn Jahre alt, als zwei Entdeckungsschiffe in die Nordsee abgehen sollten, bei welcher Expedition ihm die Führung eines Beischiffes, dessen Befehlshaber Capitän Ludwidge war, anvertraut wurde. Hier erwarb er sich das Zutrauen des commandirenden Officiers in einem so hohen Grade, daß wenn die Schiffe in der größten Gefahr waren, und die Mannschaft von den Eisbergen eingeschlossen zu werden fürchtete, ihm trotz seines jugendlichen Alters das Commando über eines der Boote aufgetragen wurde, welche ausgeschickt wurden, eine Durchfahrt in die offene See aufzufinden. Bei diesem Anlaß legte er einen Beweis seiner kindlichen Aufmerksamkeit und Dankbarkeit gegen seinen guten Vater ab. Während die Schiffe von allen Seiten vom Eise eingeschlossen waren, wurde Nelson in einer Nacht vermißt, und seine Kameraden waren über sein Schicksal in der äussersten Verlegenheit, bis man ihn endlich bei Anbruch des Tages von Weitem einen großen Eisbären verfolgen sah. Er war bloß mit einer Flinte bewaffnet, die, da das Schloß derselben durch einen Zufall unbrauchbar geworden war, ihm nur als Knittel dienen konnte; doch hatte er in dieser schwachen Rüstung die Entschlossenheit und den Muth, diesem wilden Thiere nachzusetzen, in der Hoffnung, es zu ermüden und dann mit der Kolbe des Gewehrs todt zu schlagen. Bei seiner Rückkunft machte ihm der Capitän einige harte Vorwürfe und fragte ihn in einem entschiedenen Tone, was ihn zu einer so unüberlegten und unbesonnenen That verleitet habe; worauf der junge Held folgende Antwort, die das Herz des gefühllosesten Wütherichs erweicht haben würde, gab: „Ich hoffte, mein Herr! meinem alten Vater einen Pelz zu verschaffen." —

(Mehlers Beisp.)

61. Bete für deine Eltern, oder: der kräftigste Neujahrswunsch.

Die Glocken des Thurmes begrüßten mit hellem Klange die Ankunft des neuen Jahres. Da erwachte Vater Joseph, der seit zwölf Wochen krank gewesen und das Bett hüten mußte. „Ei, wie ist mir doch so wohl!" sagte er zu sich selbst. — „Welche Veränderung! Ich fühle keine Schmerzen mehr; ich fühle mich stark und heiter, wie ein Gesunder!" — Und er streckte die Hände in der Finsterniß aus zu Gott, und dankte für die Genesung. Und er erinnerte sich an seine zwei Söhne und seine Tochter Maria, die seither so fleißig für ihn gearbeitet, und ihn mit dem, was ihre Hände verdienten, ernährt hatten. Sonst kamen sie am Neujahrsmorgen immer zu seinem Bette, und wünschten ihm fröhliches Neujahr. — Jetzt brach der Tag an, und sie waren nicht gekommen. „Wie?" dachte der Vater, „haben sie mich nicht mehr lieb, wie sonst, da sie nun für mich arbeiten müssen, und ich Ihnen nichts geben kann?" — Indem er so dachte, hörte er nebenbei in der Kammer bitterlich weinen.

Er stand auf. Er kleidete sich an und fühlte sich gesund. Er öffnete die Kammerthür und suchte seine Kinder.

Ach! da liegen die drei frommen Kinder auf den Knieen, weinten und beteten: „O Gott! mach unsern lieben Vater gesund! Er ist ja fromm und gut. Gib ihm seine Gesundheit, daß er munter und heiter ins neue Jahr eingehe!"

Da konnte sich Vater Joseph nicht halten. Er umarmte seine geliebten Kinder, und sprach: „Euern Neujahrswunsch hat Gott im Himmel erhört. Ich bin gesund; aber stehet nicht auf! Ich will mitten unter euch knieen und Gott danken, daß Er mir auf dieses euer Gebet so eben meine Gesundheit, und an euch fromme, gute Kinder gegeben hat!"

(Jugendbibl. 15. Bd.)

---

62. Willfahre auch den Wünschen deiner Eltern, oder: die gottesfürchtige Mutter und ihre beiden Söhne.

Eine arme Wittwe, die des Gebrauches ihrer Glieder beraubt war, empfand seit lange einen lebhaften Schmerz

darüber, daß sie dem Gottesdienste nicht beiwohnen konnte, eine Pflicht, die sie recht pünktlich erfüllt hatte, und die für ihre gottesfürchtige Seele mehr als je ein Bedürfniß war. — Jeden Sonntag wiederholte sie betrübt ihren beiden Söhnen: „Wie glücklich würde ich sein, wenn ich die heilige Messe hören könnte! Aber ich bin zu schwach, um den weiten Weg zum Dorfe machen zu können." Bei diesen Worten brach die Mutter in Thränen aus und seufzte tief; dann küßte sie das Kreuz ihres Rosenkranzes, den sie mit größter Sammlung und Ergebung abbetete. — Ihre beiden Söhne, so gottesfürchtig wie sie, fanden ein Mittel, ihren frommen Wunsch zu erfüllen. — Sie richteten zwei starke Stöcke zu einem Sessel für ihre Mutter zu und trugen sie in Mitte einer bewegten Menge, die ihnen den Weg mit Blumen bestreute, zur Kirche. — Der ehrwürdige Pfarrer, von diesem schönen Zuge der Ergebung in Kenntniß gesetzt, bestieg die Canzel und nahm zum Texte die Worte des Deutoronomiums: „Ehre deinen Vater und deine Mutter, wie der Herr, dein Gott, es dir geboten hat!" Seine Rede war voll Salbung und brachte bei den Zuhörern eine rührende Wirkung hervor, besonders als er die dieser frommen Familie auf den Weg gestreuten Blumen mit den Segnungen verglich, die Gott bald über sie verbreiten würde.

63. Wende von deinen Eltern Leiden ab.

Bei einem preußischen Infanterieregimente dienten Vater und Sohn; jener als gemeiner Soldat, dieser als Unteroffizier. Der General ließ das Regiment einmal exerzieren, und bemerkte bei der Compagnie, worunter jene beiden, Vater und Sohn standen, einen sehr groben Fehler beim Abfeuern der Gewehre. Sogleich ritt der General auf den Unteroffizier los, und fragte mit zorniger Stimme: „Wer hat den Fehler gemacht?" Unteroffizier: — „Ew. Exzellenz! ich weiß es nicht; ich habe es nicht bemerkt." — „Nun gut!" sagte der General zornig, „damit er künftig aufpassen lernt, so soll Er auf der Stelle fünfzig Hiebe erhalten." Die Strafe ward sogleich vollzogen. Nachdem sie der junge Unteroffizier standhaft ausgehalten hatte, sagte der General: „Nun, wird Er's künftig wissen?" — O ja, Ew. Exzellenz! ich weiß es auch dießmal, wer den Fehler begangen hat; es war mein alter

Vater.“ — Den General rührte dieser Zug der kindlichen Liebe so sehr, daß er stillschweigend wegritt, am folgenden Tage den jungen Unteroffizier zum Feldwebel ernannte, und seinem alten Vater den Abschied mit einer anständigen lebenslänglichen Pension ertheilte. (Demora.)

---

64. Ein heroisches Muster von Elternliebe, oder: Liebe und Muth eines Kindes.

Ein braver Bürger von San=Domingo, der kein anderes Verbrechen begangen hatte, als daß er reich war, wurde aus diesem Grunde auf die Liste der Geächteten gesetzt. Die Rasenden, die sich noch den Namen Patrioten beizulegen frech genug waren, während sie ihre Hände mit dem Blute der besten Bürger befleckten, verklagten ihn als einen Feind des Gemeinwohls, und er wurde mit einer Menge anderer Unglücklichen zum Tode verdammt. Zum Glücke war der edle Colonist Vater, Vater einer kleinen Tochter, voll Muth, Zärtlichkeit und Kraft. Als man ihn aus dem Schooße seiner Familie herausriß, da begleitete ihn sein Kind, mit dem heldenmüthigen Entschlusse, das Schicksal seines Vaters, sei es auch noch so furchtbar, zu theilen. Schon waren dem Verurtheilten, den man unter die ersten hinzurichtenden Schlachtopfer gestellt hatte, die Augen verbunden, die Hände zusammengeschnürt, schon richteten die Mordgehilfen ihre Waffen auf den Unglücklichen, der aller Hoffnung beraubt, sich zum Tode gefaßt hatte. Siehe, — da hatte die weise und gütige Vorsehung für ihn eine liebenswürdige Retterhand ausersehen. In dem Augenblicke, als das Zeichen zur Abfeuerung des Geschützes gegeben wurde, sprang ein kleines Mädchen hervor mit dem Geschrei: „Mein Vater! ach, mein Vater!“ — Umsonst suchte man sie der Todesgefahr zu entreißen, umsonst versucht man Drohungen; nichts vermag sie aufzuhalten, nichts sie zu schrecken. Sie springt ihrem Vater entgegen, umschlingt seinen Körper, drückt ihn fest an sich mit ihren kleinen Armen, und erwartet so den Augenblick, wo sie sterben wird mit dem Urheber ihres Lebens. „O meine Tochter, theures Kind! einzige süße Hoffnung deiner jammernden Mutter, die bald Wittwe sein wird“ — ruft ihr der Vater zitternd und unter Thränen zu, — „fliehe, ich

beschwöre dich, ich befehle es dir!" — „O mein Vater" — erwiderte sie, — „laß mich! wir sterben zusammen!" — Wie stark ist doch die Gewalt der Tugend selbst über die sonst gefühllosesten Gemüther! Dieses unerwartete Ereigniß entwaffnete den Befehlshaber bei der Mordscene. Vermuthlich war er selbst Vater — die Stimme der Verwunderung, der Aufruf zum Mitleid ertönt plötzlich im Innern seines Herzens. Unter einem scheinbaren Vorwande entzieht er den Unglücklichen der Todesstrafe und befiehlt, ihn in Gesellschaft seines Kindes nach dem Gefängnisse zurückzuführen. Ein Augenblick Aufschub ist bisweilen sehr kostbar. Bald gewann die Sache ein anderes Aussehen. Der gute Vater wurde freigelassen, und von diesem glücklichen Tage an ergriff er jede Gelegenheit, mit der zärtlichsten Rührung die heroische That seiner kleinen, erst zehnjährigen Tochter zu erzählen.

(Jugendbibliothek 19. Bd.)

---

65. Gedenke im Gebete auch deiner verstorbenen Eltern, oder: der Waisen-Knabe.

Die Liebe für die Eltern darf auch nicht einmal mit ihrem Tode enden; sie muß vielmehr über das Grab hinausreichen. Gute Kinder fühlen stets mit wehem Herzen den Verlurst ihrer guten, theuern Eltern, und weihen ihnen mit Dank erfüllter Seele so manche Thräne kindlicher Liebe aufs kühle Grab; nie erlischt in ihrem Geiste das fromme Andenken an alle jene Mühen und Plagen, Sorgen und Wohlthaten, die ihnen von den guten Eltern gewidmet wurden. — In dieser Beziehung zeichnete sich ganz besonders ein armer Waisenknabe aus, der schon in den frühesten Jahren seines Lebens Vater und Mutter verloren hatte und sonach verlassen in der Welt da stand. Gar oft konnte man aus seinem Munde voll Rührung folgendes Lied singen hören:

Nur noch einmal in meinem ganzen Leben
O möcht ich meine Eltern wieder seh'n!
Was würde ich dafür nicht Alles geben,
O könnte dieses noch einmal gescheh'n!
Ich würde sie alsdann mit holden Blicken
Und, o mit welchem kindlichen Vertrau'n!

Allhier an meinen treuen Busen drücken,
Und wonnevoll dann in ihr Antlitz schauen.

Der liebe Gott, ach! hat sie mir entrissen,
Die meine Freud, mein Glück, mein Alles waren.
Die Thränen, die für sie jetzt immer fließen,
Die werden fließen noch in spätern Jahr'n.
O Mutter, die du mich mit Schmerz geboren,
Ich weiß, du liebtest mich gewiß recht sehr;
Ich habe dich auf immer nun verloren,
Und auch mein Vater lebt schon längst nicht mehr.

Wenn ich noch denk an jene frohen Stunden,
Da ich vergnügt bei meinen Eltern saß,
O welche Wonne hab ich da empfunden,
Als ich mein Stückchen Brod mit ihnen aß!
Ich fühlte nichts von einem Gram, von Sorgen,
Mir war mein Herz vor Freuden immer voll,
Ich war vergnügt am Abend wie am Morgen;
Denn damals ging es mir ja freilich wohl.

Sie sorgten stets für mich und meine Brüder,
Und zogen uns zu edlen Menschen auf;
Ich seh euch nun ihr Eltern nimmer wieder,
Der liebe Gott nahm euch zu sich hinauf.
Dort werdet ihr nun ewig bei ihm wohnen,
Dort schaut ihr immer Gottes Antlitz an;
Dort wird Er euch, ihr Eltern! das belohnen,
Was ihr an euern Kindern Guts gethan.

O möchte man den hohen Werth erkennen,
Wie gut es ist, wenn Eltern lange leb'n!
Ja, jedes Kind darf wohl sich glücklich nennen,
Wenn es sich sieht von ihnen stets umgeb'n.
Ja! keine Liebe ist auf dieser Erde
So groß und mächtig wie die Elternlieb';
Die Mutter trüg' gern jegliche Beschwerde,
Wenn nur ihr krankes Kind am Leben blieb'!

Ihr Kinder, die ihr noch das Glück genießet,
Daß eure Eltern noch am Leben sind,
Sucht, daß ihr ihre Tage stets versüßet,
Wie sich's gebührt für jedes gute Kind;
Und bittet Gott, daß sie recht lange leben,
Behandelt sie gerecht und liebevoll,

Seid euren Eltern kindlich fromm ergeben!
Dann geht es euch auf Erden immer wohl.

Wenn alsdann der Knabe sein schönes Lied geendet hatte, trocknete er sich seine Thränen aus dem Auge; und Alle, die es hörten, wurden tief ergriffen, und gute Kinder konnten sich der Thränen nicht erwehren, und wenn sie dann nach Hause kamen, war ihre kindliche Liebe neu und stärker, denn je zuvor. (Mehlers Beisp.)

---

66. Schäme dich deiner Eltern nicht, oder: der brave General.

Der kaiserliche General Johannes de Werd hatte einst seine vornehmsten Offiziere zu einer Mahlzeit eingeladen. Wie nun herrlich aufgetragen und unter dem Schalle der Pauken und Trompeten Gesundheit getrunken wurde, meldete sich ein ganz gemeines Bauernweib und verlangte mit dem General zu sprechen. Es war seine Mutter. Gleichwohl aus Bescheidenheit, damit sich ihr Sohn nicht etwa schämen müßte, bat sie, er möchte in das nächst gelegene Zimmer kommen. Der General stand auf, ging hinaus, sah, daß es seine Mutter sei, ergriff sie bei der Hand, und führte sie mit allen Ehrenbezeugungen in die Gesellschaft der anwesenden hohen Personen; und auch diese bewillkommten und empfingen sie mit allen Ehren — zur Freude der Mutter und zum ewigen Ruhme ihres ehrerbietigen Sohnes.

(Zwickenpflug's Christenlehren, 5. Bd. S. 13).

---

67. Schäme dich deiner Eltern nicht, oder: der Töpferssohn als König.

Agathokles war der Sohn eines Töpfers, aber durch seine Tapferkeit und seinen ausgebildeten Geist schwang er sich alsbald so sehr empor, daß man ihn allgemein zum Könige erwählte. In dieser hohen Stellung schämte er sich aber nie seiner Eltern und seiner niedern Herkunft; er ehrte vielmehr seinen Vater und seinen frühern Stand dadurch, daß er bei seiner Tafel nie goldene oder silberne Geschirre gebrauchen ließ, sondern durchweg nur irdene. „Daraus soll man

erkennen," sprach er, „daß mein Vater ein Töpfer, und ich der Sohn eines Töpfers bin!" (Mehlers Beisp.)

68. Kind, liebe auch harte Eltern, oder: die harte Mutter.

Auch harte Eltern noch achten und lieben, das ist ein Zeichen ächt kindlichen und christlichen Sinnes. Es geschah einst, daß die h. Genofeva den Gottesdienst besuchen wollte. Aber die Mutter, die ein Geschäft vorhatte, verweigerte es der Tochter. Genofeva weinte und bat: „Mutter! liebe Mutter! laß mich gehen!" — „Du sollst jetzt nicht!" entgegnete Gerontia mit mütterlicher Strenge. Aber Genofeva ließ nicht nach mit Bitten. Darauf rief die Mutter ernst: „Dem Kinde ziemt nicht solcher Trotz!" — Wehmüthig stand die Tochter, schon festlich gekleidet, in einer Ecke, und weinte bitterlich. Und wie die Glocken aus der Kirche zum Segen tönten, da bat sie zum siebenten Male. Jetzt erhob Gerontia zürnend die Hand und drohte. Aber das Mädchen sagte: „Denkst du nicht mehr daran, was ich dem frommen Bischofe versprochen habe? Mutter! ich will unter Gottes Beistand die Kirche besuchen." — Da zürnte Gerontia noch heftiger, und schlug die Tochter ins Angesicht. Genofeva sagte kein Wort, blickte leise seufzend zum Himmel, und legte das Festkleid wieder zur Seite. — Aber von diesem Tage fing das Augenlicht der Mutter an, schwach zu werden. Und ehe ein Monat verfloß, war sie von gänzlicher Blindheit heimgesucht.

Die Tochter weinte die kindlichsten Thränen; und es war bald keine Stunde in der Nacht, wo sie nicht auf ihren Knieen lag und im stillen Kämmerlein um das Augenlicht für ihre Mutter zum Himmel flehte. Am frühen Morgen nahm sie das irdene Krüglein, eilte vor das Dorf zu dem Brunnen, wo sie oft ihre Schafe tränkte, schöpfte Wasser, segnete es mit ihrem kindlichen Gebete, und brachte es der Mutter, daß sie sich damit die dunklen Augen wasche. — Und siehe! nach Verlauf von ein und zwanzig Monaten war Gerontia sehend.

Bis auf den heutigen Tag aber wallfahrten die Kranken und Traurigen aus Nanterre und der Umgegend zu dem

Brunnen, den die heil. Genofeva gesegnet hat. Unter dem kühlenden Schatten der Linden, die im Kreise umherwachsen, ruhen sie aus von den Beschwerden des Körpers und der Seele, trinken voll Glauben und Andacht den frischen Quell, und — freuen sich der Genesung.

(In vita. Heiligen Sage I. Bd.)

Nicht selten haben Kinder von Stiefeltern Vieles zu leiden. Auch diese werden sie ganz gewiß für sich gewinnen, wenn sie Nachsicht und Geduld mit ihren üblen Launen haben und ihnen mit Achtung und Liebe begegnen. Wir sehen dies aus dem nachfolgenden Beispiele.

(Mehlers Beisp.)

---

69. Kind, liebe auch harte Eltern, oder: das Stiefkind.

Gregor Willmer verlor seine rechtschaffene Mutter sehr früh. Als er 13 Jahre alt war, verehelichte sich sein Vater wieder, und Gregor bekam, leider! eine sehr schlimme Stiefmutter.

Der stille Knabe mochte thun und treiben was er wollte, — er konnte es ihr nicht recht machen, und Beschimpfungen und Mißhandlungen waren nicht selten sein Empfang bei ihr. Selbst den Vater nahm sie gegen ihn ein, indem sie seine Fehler vergrößerte, und brachte ihn öfters dazu, den Knaben zu strafen, wo er es nicht verdient hatte. Dabei erhielt er eine schlechtere Kleidung und Speise als die jüngeren Geschwister — oft kaum genug. Dennoch klagte er nie, begegnete seinen Geschwistern liebreich und seiner Mutter mit aller Ehrerbietigkeit. Er dachte nämlich: „Sie ist doch meine Mutter, welche zu ehren mir Gott befohlen hat."

Zur Faschingszeit buck die Mutter Kuchen; man setzte sich an den Tisch, aß und war fröhlich, wer aber nichts bekam, das war Gregor. Dieß that weh; doch verschmerzte er's, ging in sein Kämmerlein und lernte indeß seine Schulaufgaben. Allein was geschah? Nach etlichen Tagen wurde die Mutter krank. Gregor wartete und pflegte ihrer so pünktlich, als ob sie immer aufs Liebreichste für ihn gesorgt hätte. Die ganze Zeit war er um ihr Krankenbett.

Dieß rührte das Herz der Mutter. Sie ergriff seine Hand und sagte: „Gregor, du bist doch ein recht gutes Kind. Ich habe dir oft wehe gethan, und du hast es nicht verdient; was du mir jetzt thust, das überzeugt mich am besten hievon. Ich werde es nicht vergessen. Bleibe so brav und gut, und du sollst eine wahre Mutter an mir haben." Dem Knaben traten die hellen Thränen in's Auge, und er versicherte, daß er sie immer als Mutter geliebt habe, und ihr auf ihrem Krankenlager gerne Alles thun werde, was in seinen Kräften liege.

Wenn hinfort die Mutter je noch einen Unterschied zwischen Gregor und ihren eigenen Kindern machte, so war es nur der: daß sie ihn mit ganz besonderer Mutterliebe ansah und behandelte.

So hatte dieser Knabe feurige Kohlen auf das Haupt seiner Mutter gesammelt; und wenn alle Stiefkinder ihm gleichen, und sich nicht durch böswillige Menschen aufreitzen ließen, so würden sich wohl auch die meisten, wenn nicht alle Stiefeltern gewinnen lassen. (Münch.)

---

70. Ehre deine Eltern, wenn sie auch böse sind, oder: „Aber dieser Missethäter ist mein Vater."

Zu Wien ereignete sich im Jahre 1787 folgender rührende Vorfall. Als die Züchtlinge auf dem Graben daselbst das Pflaster kehrten, eilte ein wohlgekleideter junger Mensch (ein Studirender) herbei (er hieß Kroppenberger), und küßte einem der Züchtlinge ehrfurchtsvoll die Hand. Dieß sah der Staatsrath Baron von Kressel aus seinem Fenster, ließ den jungen Menschen zu sich rufen, und sagte ihm, daß es sich nicht schicke, einem Missethäter die Hand zu küssen. — „Aber," erwiderte der bestürzte Jüngling, — „dieser Missethäter ist mein Vater!" — Gerührt durch diese kindliche Handlung, erzählte er dem Kaiser den Vorgang, und dieser gab Befehl, dem jungen Menschen das erste ledig werdende Stipendium zu ertheilen. (Beisp. des Guten.)

Verschiedene Beispiele über das IV. Gebot.

I. Beispiele guter und dankbarer Schüler.

a. Die dankbaren Schulkinder.

In einem Dorfe Schwabens war plötzlich zur Nachtszeit Feuer ausgebrochen, und hatte das dortige Schulhaus ganz eingeäschert. Der Schullehrer, Namens Zeller, Vater einer großen Familie, hatte alle seine Habseligkeiten verloren, und wußte nicht, wohin er jetzt mit den Seinigen sein Haupt legen sollte. — Als er nun des andern Tages vor dem Hause eines Nachbars, wo er nothdürftige Unterkunft gefunden, tief betrübt, da saß, so sah er zu seiner Ueberraschung alle seine Schulkinder daherkommen, und sich ihm nähern. Sie trugen allerlei Sachen, — die einen Leinenwäsche, die andern Eßwaaren, wieder andere Kleidungsstücke; — sie baten ihn recht treuherzig, nur nicht gar zu traurig zu sein, und diese ihre Kleinigkeiten anzunehmen; sie wollten schon ihre Eltern recht schön bitten, daß sie ihm morgen wieder etwas bringen dürften. — Dem guten Manne traten Thränen der Rührung in die Augen, als er die Dankbarkeit seiner Schulkinder sah; dieß, — daß seine Schüler und Schülerinnen ihn so liebten und sich so sehr bemühten, seine Noth zu lindern, war süßer, herzstärkender Trost für den schwer Bedrängten. — Endlich trat auch ein armes Mädchen vor, und überreichte ihm ein Bildchen, indem sie traurig beisetzte: „Ach Herr Lehrer! ich kann Ihnen mit keiner Gabe Freude machen; meine Mutter weinte darüber, daß sie mir nichts für Sie geben konnte, denn wir sind selbst gar so arm. Aber ich dachte mir zu meinem Troste, Sie nehmen schon den Willen für's Werk an, und haben mich dennoch lieb, wie die andern Kinder. Doch dieses Bildchen, womit der Herr Katechet mich beschenkte, verschmähen Sie nicht: denn der geistliche Herr sagte, es sei der Anblick dessen, was darauf steht, recht tröstlich für Un-

glückliche. — Der Lehrer nahm — etwas neugierig geworden — das Bildchen, und sah darauf den Job dargestellt in seinem Elende; unten standen dessen Worte: „Der Herr hat es gegeben; der Herr hat es genommen; der Name des Herrn sey gepriesen!“ — Ja gewiß, mein liebes Kind! sprach der Lehrer, auch du hast mir große Freude mit diesem Bildchen gemacht; es paßt so ganz auf meine Lage; ich will auch beten, wie Job gebetet, und ich hoffe, derselbe Vater da oben, der ihm geholfen, wird auch mir wieder helfen! — Dem armen Lehrer wurde auch bald geholfen; denn seine dankbaren Schulkinder waren bei ihren Eltern zu Hause die anhaltendsten und eifrigsten Fürbitter für ihn, und die Gaben floßen so reichlich, daß es ihm bald besser ging, als zuvor. (Sammlung edler Züge. Th. I. S. 33.)

b. Der Schüler am Grabe seines Lehrers.

Der edle Gellert hatte sich zu Leipzig die allgemeine Liebe und Hochachtung erworben; denn er war ein echter Jugendfreund im vollsten Sinne des Wortes. Auch nach seinem Tode blieb er im schönsten Andenken. — Eines Tages verlangte ein Reisender von vornehmem Stande, als er nach Leipzig kam, Gellerts Grab, das auf dem dortigen Johanniskirchhofe befindlich ist, zu sehen. Es wurde ihm gezeigt. — Einige Minuten blieb der Fremde in tiefen Gedanken stehen, seine Blicke ruhten ernst auf dem Grabeshügel. Dann warf er sich auf die Kniee nieder, umfaßte den Leichenstein und rief aus: „Ich hab's gefunden — dein Grab unvergeßlicher Gellert! — Ich habs gefunden! Hier ruhen also deine Gebeine! hier vermodert die Hülle deines edlen Geistes! Tausend Dank, Theuerster! für die Lehren der Weisheit und Tugend, die du mir einst gabst! du hast mich auf den Weg der Glückseligkeit geführt; — durch deine Worte und Schriften ist mein Geist und Herz wahrhaft gebildet worden.“ — Bei dieser Danksagung wollten Thränen über die Wangen des Knieenden, und als er aufstand, nahm er ein Stückchen Rasen vom Grabe weg, wickelte es in sein Sacktuch ein, indem er sprach: „Das will ich mit mir nehmen, und es wird mir ein theures Andenken sein, weil es von Gellerts — meines unvergeßlichen Lehrers Grabe genommen ist!“

(Beisp. des Guten Th. I. S. 60.)

c. Dem Pflanzer der Tugend die größte Ehre!

Als Hormouz den persischen Thron bestieg, erhob er den Buzurge, seinen bisherigen Lehrer und Hofmeister, zu seinem ersten Rathgeber und unzertrennlichen Freunde, und erzeigte ihm stets die größte Ehrerbietung; ja in seiner Gegenwart wollte er nie als König erscheinen. Einige der Hofherren, denen der Neid keine Ruhe mehr ließ, äusserten sich gegen den König, daß diese Ehre, die derselbe gegen seinen Lehrer und Hofmeister verschwende, selbst jene übertreffe, die sonst ein Monarch seinem leiblichen Vater zu erzeigen pflege.

Lächelnd gab ihnen Hormouz die merkwürdige Antwort: „Ihr habt Recht, meine Freunde! Ich selbst fühle es, wie ihr, daß diese Ehre, die ich meinem Lehrer erweise, größer ist, als ich sie meinem Vater, wenn er noch am Leben wäre, erweisen würde; — aber dennoch glaube ich so handeln zu müssen. Von meinem Vater erhielt ich zwar das Leben und ein Königreich. Beides wird nur auf kurze Zeit mein sein — aber die Tugenden, die ich dem Buzurge zu danken habe, — die er in mein Herz gepflanzt und sorgfältigst gepflegt und groß gezogen hat, — die bleiben mein unvergängliches Eigenthum, und folgen mir selbst in die Ewigkeit nach.“ — So dachte, sprach und handelte ein Heide! — Wie schamroth muß dies Beispiel so Viele in unsern Tagen machen, die jene, die sich mit ihrem Unterrichte und ihrer Erziehung so viele Jahre die größte Mühe gegeben, später, wenn sie der Schule entwachsen sind, kaum eines Blickes, viel weniger eines freundlichen Grußes mehr würdigen!

(Stolb. 3. G. B. 20.)

II. Beispiele braver Dienstboten.

a. Die angestellte Probe.

Constantius Chlorus, welcher gegen das Ende des dritten Jahrhunderts über Frankreich und England herrschte, wollte die Christen, die in seinem Dienste standen, auf die Probe stellen, ob er sich auf ihre Treue verlassen könne, und bediente sich dazu folgender List. Er erklärte öffentlich, daß alle Christen seines Palastes den Göttern opfern müssen, wenn sie in ihren Stellen bleiben und seine Gnade nicht

verscherzen wollten. Einige, aber nicht viele seiner christlichen Diener zeigten sich, um die Gunst ihres Herrn nicht zu verlieren, sondern sich darin noch mehr zu befestigen, wirklich bereit, ihren Glauben zu verläugnen und wieder heidnisch zu werden. Die Mehrzahl der christlichen Diener aber wollte lieber Alles, ja sogar das Leben verlieren, als ihrem Gott untreu werden. Allein welche Ueberraschung, als der kluge Heide erklärte, er könne solchen, die ihrem Gotte untreu würden, auch keine Treue gegen seine Person zutrauen, und die abtrünnigen Christen insgesammt aus seinem Dienste fortjagte, hingegen die treugebliebenen freundlichst belobte, ihnen die Sicherheit und Bewahrung seiner Person und andere wichtige Stellen anvertraute. (Ber. Berc. K. G. B. 2.)

Gilt dieselbe Probe nicht auch noch in unserer Zeit? Unsittliche Dienstboten, die zwar dem Namen nach Christen, aber der Gesinnung nach Heiden, sind nicht besonders zuverlässig. — (Hist. Katech.)

b. Die treue Dienerin auf dem Scheiterhaufen.

Die Mutter des Don Juan Alfonso de Guzmann gerieth in die Gewalt des Königs Peter von Castilien, dem der Beiname des Grausamen nicht mit Unrecht von den Zeitgenossen gegeben ward. In wüthendem Hasse gegen die Familie Guzmann entbrannt, verurtheilte er die schuldlose Matrone durch einen Machtspruch zum Tode auf dem Scheiterhaufen. Der Holzstoß wurde zu Sevilla auf einem freien Platze errichtet, und die alte Frau daraufstehend festgebunden. Ihre Dienerinnen begleiteten sie bis zu dieser schrecklichen Stelle; alsdann traten sie zurück, und in die Thränen dieser Treuen mischten sich die Thränen Vieler im Volke, denen von der edlen Frau in den Tagen des Glücks Gutes zugekommen war. — Der Holzstoß lodert und schon zischt die Flamme an der Armen hinauf; ein heftiger Wind treibt ihr Gewand empor und droht ihren Körper geilen Augen zu enthüllen. Das sieht die Getreueste von ihren Getreuen, die Kammerfrau Isabella Davalos; sie liebt ihre Gebieterin bis in den Tod, fliegt hin zu dem Holzstoße, ersteigt ihn, kniet nieder, umfaßt fest das Gewand der Unglücklichen, daß der Sturm vergeblich seine Macht daran versucht, und

wird so mit jener zugleich in Asche verwandelt. Welches Opfer! welche Gefühle, die dasselbe forderten! — Die Familie der Guzmann ließ die theure Asche Beider sammeln; eine prächtige Kirche des heil. Isidor zu Sevilla verschließt den Aschenkrug, und an dem Marmordenkmale der Matrone ist die wahrhaft erhabene Scene abgebildet. Da sieht man das Mädchen knieend vor der Verlassenen sich an sie schmiegend, von Flammen umgeben. — So ehrte die Familie Guzmann das Andenken dieser Großthat und beurkundete ihre Theilnahme noch ehrenvoller durch einen Famlienbund, der jedes Mitglied der Familie Guzmann feierlichst verpflichtete, keinen von dem Geschlechte der Davalos, der in Noth sei, hilflos zu lassen, es koste, was es wolle. (A. Müllers Ehrenhalle S. 92.)

c. König Renuald und sein treuer Diener Goswald.

König Renuald, vom griechischen Kaiser Constantin II. in Benevent belagert, sandte seinen treuen Diener Goswald zu seinem Vater, dem Könige der Longobarden, um sich Hilfstruppen zum Entsatze zu erbitten. — Auf der Rückkehr wurde Goswald gefangen genommen; und da man von ihm erfuhr, daß der Longobarden König seinem Sohne zu Hilfe heranziehe, befahl man ihm unter Androhung des Todes, seinem Gebieter ganz das Gegentheil zu melden. Man führte ihn zu diesem Ende hart vor die Wälle der belagerten Stadt; Goswald aber rief aus allen Kräften: „Freue dich, König! und halte dich wacker, die Longobarden sind schon im Anzuge — dir zu Hilfe!“ So rief er ohne Furcht vor dem Todesstreiche, der auch in demselben Augenblicke ihn traf.“ Welcher Diener, dieser Goswald, treu bis in den Tod! Welches glückselige Haus, das solche Diener besitzt!

(J. E. Veith.)

d. Die heilige Dienstmagd Dula.

Die heilige Dienstmagd Dula trat mit Einwilligung ihrer Eltern bei einer christlichen Frau in Dienst, und es ging ihr da recht gut, indem der Segen ihrer Eltern und der Segen Gottes mit ihr war. Solchen Kindern und Dienstboten sagt ja Gott selbst: „Ich will ihm Vater sein.“ Er

ließ es aber zu, daß die Treue seiner Dienerin hart geprüft werden sollte. — Die Frau dieser jungfräulichen Magd hatte einen Offizier zum Gemahl. Dieser faßte nun gegen Dula eine unreine Liebe. Der Offizier, welcher ein Heide war, suchte zur Zeit, wo die Frau ihren Geschäften außer dem Hause nachging, seine Magd bald durch Schmeichelei, bald durch Verheißung, bald durch Geschenke zur Sünde zu verleiten. Aber die Jungfrau achtete auf Alles das nicht. Ihr Schatz und der Gegenstand ihrer Liebe war Jesus — und wie hätte sie diesen unendlichen Reichthum verlassen können? Was sind schöne Kleider gegen die heiligmachende Gnade? Was ist die Gunst der Menschen gegen die Freundschaft Gottes, die uns zu Bräuten Jesu und Erben des Himmels macht. — Dula erklärte ihrem Herrn nur kurz und gut, sie werde sogleich aus dem Dienste treten, wenn er sie noch ein einziges Mal mit einem solchen Antrage beunruhigen sollte. „Ich bin eine Christin," sagte sie, „und das Gesetz Jesu Christi verbietet mir jede unkeusche Handlung." — Allein der Versucher läßt nach dem ersten Mißlingen den Muth nicht sogleich sinken. Eines Tages, als die Frau wieder nicht zu Hause war, drohte der wollüstige Herr seiner heiligen Magd den Tod, wenn sie in seinen schändlichen Antrag nicht einwilligen würde. — Aber, was kann nicht eine heilige Seele besiegen? Sie widerstand desto heftiger im Vertrauen auf jenen Gott, welcher Niemanden verläßt, der in der Noth standhaft auf Ihn vertraut. Der Offizier, welcher einen Widerstand zu ertragen nicht gewohnt war, ergrimmte über die standhafte Weigerung der heiligen Jungfrau, ermordete sie augenblicklich in seinem Zorne, und schickte ihre gottesfürchtige Seele in den Himmel, wo Jesus ihr Bräutigam, sie als Jungfrau und Martyrin krönte, im Jahre 300. — Die heilige Dula zeigt uns durch ihr Beispiel mit ihrer standhaften christlichen Seele, in welchen Fällen ein Dienstbote oder Untergebener seinem Vorgesetzten nicht gehorchen dürfe. Laß dich also niemals von deinem Herrn oder deiner Frau zu schlechten Werken brauchen! Denn was Gott verboten hat, das ist nicht recht, mag es thun oder befehlen, wer da immer will, und wenn sie dir gleich sagen: Die Verantwortung oder die Schuld nehme schon ich auf mich, so thue es dennoch nicht, weil deine Sünde nur du verantworten wirst. Nie darfst du einem Menschen zum sün-

haften Werkzeuge schlechter Handlungen dienen, mögen deine Herrenleute auch noch so schrecklich wider dich fluchen und poltern; denn ihr Zorn ist in diesem Falle nicht deine, sondern ihre Sünde, indem sie nicht aus deiner Schuld, sondern aus ihrer Bosheit entsteht. (Mehlers Beisp.)

c. Die heilige Zitta, das Muster der Mägde.

Die heil. Zitta war zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts in einem Dorfe, drei Stunden von Lucca in Italien entfernt, geboren worden. Ihre zwar armen, aber sehr frommen Eltern erzogen sie, sowie ihre Geschwister, mit der gewissenhaftesten Sorgfalt. „Das Beste, das wir unsern Kindern geben und hinterlassen können, dachten die christlichen Eheleute, ist Tugend und Frömmigkeit." — Mit 12 Jahren schon kam Zitta in die Stadt Lucca zu der Herrschaft Jatinelli in Dienst. Jeden Tag begann sie mit eifrigem Gebete, und richtete auch unter der Arbeit ihre Gedanken oft auf Gott. Ihr Fleiß war unermüdet, ihr Gehorsam schnell und willig, ihre Demuth so groß, daß sie die niedrigsten Arbeiten am meisten freuten. War irgend ein Geschäft sehr anstrengend, so stärkte sie sich durch den Gedanken, daß sie mit ihrem Heilande Kreuz ziehen müsse. Ihre Herrschaft liebte sie, wie ihre leiblichen Eltern, erwies ihnen alle Ehrfurcht und suchte jedem ihrer Wünsche und Befehle zuvorzukommen. Bei allem diesem hatte aber Zitta viel auszustehen. Der Herr war jähzornig, die Frau stolz und eigensinnig, die Kinder ungezogen, die übrigen Dienstboten fast alle boshaft und unverschämt. Die arme Zitta wurde wegen ihrer Andacht verhöhnt, und wegen ihrer scheinbaren Einfalt verspottet; man verklagte sie häufig unschuldig bei der Herrschaft und sie erhielt die derbsten und unbilligsten Verweise. Allen diente sie zur Zielscheibe des boshaftesten Muthwillens. Aber Zitta schaute auf ihren verspotteten Jesus hin und litt geduldig, wie er gelitten. — Doch endlich wurde durch ihre Geduld und Gelassenheit die Bosheit ihrer Quäler überwunden; man sah das Unrecht ein, und behandelte sie nun artig, ja fast achtungsvoll. Auch bei der Hausfrau gewann sie immer mehr Vertrauen, und es wurde ihr ein großer Theil des Hauswesens zur Leitung übergeben. Doch diese Ehre blähte sie nicht auf; sie blieb sich in ihrer

Demuth stets gleich. Unter den Dienstboten war auch ein sehr unverschämter Knecht, der mit ärgerlichen Reden und unzüchtigen Scherzen die übrigen zu unterhalten suchte. Alle lachten dazu, und hörten ihn gerne an. Aber Zitta war im Innersten darüber betrübt, hinterbrachte es ihrer Frau, und bat sie, entweder diesen frechen Menschen zu entfernen, oder sie selbst aus dem Dienste zu entlassen. Der Frau fiel die Wahl nicht schwer; sogleich mußte der Unverschämte das Haus verlassen. Dieß wirkte auch wohlthätig auf die andern Dienstboten und jagte ihnen eine heilsame Furcht ein. Man hörte von dieser Zeit an kein einziges unanständiges Wörtchen mehr unter ihnen. — Die fromme Zitta diente in Allem ihren Mitdienstboten zum Muster; ihr Fleiß war sich immer gleich, ihr Gesicht stets heiter, ihre Rede liebevoll und verständig, ihre Kleidung sehr einfach, sie übte Sparsamkeit gegen sich selbst, aber Freigebigkeit gegen arme Mitmenschen. Oefters sagte sie: „Die vornehmsten Eigenschaften einer Dienstmagd sind: Gottesfurcht, Gehorsam, Treue und Liebe zur Arbeit.“ — Acht und vierzig Jahre lang diente sie bei einer und derselben Herrschaft. In ihrem sechzigsten Jahre erkrankte sie an einem Fieber, das sie als einen Vorboten ihrer nahen Auflösung freudig begrüßte. Sie empfing sogleich die heil. Sterbsakramente, und entschlief eines seligen Todes im Jahre 1272. (Aus den Bollandisten.)

III. Beispiele braver Dienstherrschaften.

a. Der heilige Franz von Sales gegen seine Dienstleute.

Wie liebevoll sich dieser heil. Bischof gegen seine Dienstboten benahm, können wir aus folgendem Beispiele ersehen. Eines Morgens erwachte der Heilige, dessen Geist mit einer wichtigen Angelegenheit beschäftigt war, sehr früh und rief seinen Kammerdiener, damit er ihn ankleide. Dieser aber schlief so fest, daß er den Ruf seines Herrn nicht hörte. Der heilige Prälat erhob sich, indem er glaubte, der Kammerdiener sei nicht in der Garderobe. Als er jedoch einen Blick in dieselbe that fand er ihn im sanftesten Schlafe. Da er nun für seine Gesundheit besorgt, ihn nicht wecken wollte, kleidete er

sich selbst an, betete, studirte und schrieb. Als nun der junge Mann erwachte und angekleidet in das Zimmer seines Herrn eintrat, fand er diesen am Arbeitstische. Er fragte den Heiligen in auffahrendem Tone: wer ihn denn angekleidet habe? „Ich selbst", antwortete der heilige Prälat. „Bin ich etwa nicht alt genug, mich selbst ankleiden zu können?" Der Diener prollte und erwiederte: „Machte es Ihnen denn so viele Mühe mich zu rufen?" „Ich versichere dich mein Sohn!" antwortete der Heilige, „daß es nicht meine Schuld ist. Ich habe mehrmals gerufen; und da ich glaubte, daß du aus der Garderobe gegangen wärest, stand ich auf, mich nach dir umzusehen. Da ich dich aber im sanftesten Schlafe fand, machte ich mir ein Gewissen daraus, dich zu wecken." „Sie scheinen Vergnügen daran zu finden, meiner zu spotten," erwiderte der Kammerdiener. „O nein, mein Freund!" versetzte der ehrwürdige Prälat; „da verkennst du mich; ich sagte es nicht, um deiner zu spotten. Ich scherze wohl heiter, spotte aber keines Menschen. Gehe! ich verspreche es dir, daß ich künftig so lange rufen werde, bis du erwachest und aufstehst; und da du es also willst, so werde ich mich nie wieder ohne dich ankleiden." (Belley l. c.)

b. Philipp II. und sein Sekretär.

Einen ähnlichen Zug von Sanftmuth und Liebe gegen Diener und Untergebene finden wir auch in der Lebensgeschichte des spanischen Königs Philipp II. Als dieser einst tief in die Nacht hinein gearbeitet und einen langen Brief an den Papst geschrieben hatte, gab er solchen seinem Sekretär, daß er ihn zusammenfalte und siegle. Dieser aber, welcher schlaftrunken war, ergriff statt der Streusandbüchse das Tintengefäß und übergoß den ganzen Brief mit Tinte. Kaum hatte er den Irrthum wahrgenommen, so entfärbte er sich und zitterte an allen Gliedern. Der König, der dieß wahrnahm, sprach, ohne zu zürnen, mit vieler Güte zu ihm: „Das Uebel ist nicht ohne Abhilfe; da ist noch ein anderer Bogen Papier." Und nun setzte er sich abermal und schrieb den noch übrigen Theil der Nacht hindurch an einem zweiten Briefe, ohne seinem Geheimschreiber ein böses Wort zu geben.

(Moral in Beispielen).

c. Die versorgte Dienerschaft.

Ein Prälat von hoher Geburt nahm sehr leichte Leute in seine Dienste auf. Er hatte derselben dreimal so viel, als er brauchen konnte. Ungeachtet dieser zahlreichen Dienerschaft aber war er sehr schlecht bedient, indeß er dabei in seinen Vermögensumständen mehr und mehr zurückkam. Es nöthigte ihn nämlich der Uuterhalt sogar vieler Diener zu Ausgaben, die seine Einnahmen um ein Bedeutendes überstiegen; und er versank, wiewohl er reich war, so tief in Schulden, daß seine Verwalter nur mit großer Noth die laufenden Ausgaben für das Hauswesen bestreiten konnten. Seine Verwandten, die in großem Ansehen standen und seine mißliche Lage sahen, riethen ihm, wenigstens die Hälfte seiner Dienerschaft zu entlassen. Dieser Rath fiel dem guten Herrn sehr schmerzlich. Da er indessen gefällig und nachgiebig war, so gab er nichts desto weniger ihrer Vorstellung Gehör. Sie setzten ihm nun ein Verzeichniß seiner überflüssigen Diener auf; er aber ließ solche vor sich rufen, und befragte sie, ob sie seiner entbehrten könnten? Die meisten aus ihnen, die bereits unter der Hand von ihrer Entlassung gehört hatten, fingen zu weinen an; und Einer, der für Alle das Wort nahm, sagte: „Gnädigster Herr! wir finden in der ganzen Welt keinen bessern Herrn, als Sie; und es ist keiner unter uns, der nicht in Ihrem Dienste zu sterben wünschte. Wir können wohl sagen, daß wir mit Ihnen Alles verlieren!" — „Wie," antwortete der Prälat, „so bin ich euch also nothwendig?" — „Ach! so nothwendig, gnädigster Herr!" antwortete jener, „daß wir, wenn Sie uns verstoßen, Alle unglücklich sind." — „Nun denn! sage ich euch," rief der gute Prälat, „so wird nichts aus dem Rathe werden, den man mir ertheilt hat! Bleibet alle bei mir, meine Kinder! die einen, weil ich sie brauche; die andern aber, weil sie mich brauchen, und meiner nicht entbehren können. So lange ich Brod habe, wollen wir mit einander theilen; habe ich keines mehr, so wollen wir Alle mitsammen Hungers sterben." Und bei diesen Worten weinte er zugleich mit seinen armen Dienern. Demungeachtet entließ er sie nach und nach; aber er sorgte für sie, indem er sie bei seinen Freunden unterbrachte. Manche auch fanden durch seine Empfehlung und sein Ansehen anderwärts ein anständiges Unterkommen. Diese Geschichte erzählt uns der h. Franz Sales in seinen Werken.

(Mehlers Beisp.).

IV. Beispiele guter Unterthanen.

a. Der unbekannte Name.

In dem schweren Kriege, welchen Oesterreich von 1792 an gegen Frankreich führte, wurden dem Kaiser Franz häufige Geschenke von seinen Unterthanen dargebracht, damit sie zur Vertheidigung des Vaterlands verwendet würden. So verlangte im Jahre 1793 ein schlichter Bauer den Kaiser zu sprechen, und wurde bald und freundlich vorgelassen. „Ich bringe Euch etwas!“ sagte er, und legte einen Beutel mit tausend Gulden auf den Tisch. Staunend über dieses ansehnliche Geschenk aus der Hand eines so geringen Mannes, fragte der Kaiser: „Wie heißest du und wo bist du her?“ — „Das soll Niemand wissen!“ antwortete kurz der Bauer, und ging darauf fort. Eilig schickte der Kaiser ihm Leute nach, die ihn um Name und Wohnort fragen sollten. Aber lachend antwortete der Bauer: „Meinet ihr, daß ich es euch sagen werde, da ich es dem Kaiser nicht gesagt habe?“
(Mehlers Beisp).

b. Der heilige Franz Sales, ein gehorsamer Unterthan.

Der h. Franz Sales gibt uns Allen ein schönes Beispiel von Gehorsam und Unterwürfigkeit unter die Anordnungen und Befehle der weltlichen Obrigkeit. — Der Herzog von Savoyen war in einen Krieg verwickelt, der seine Finanzen tief erschüttert hatte. Gedrängt von der öffentlichen Noth — erlangte er von dem Pabste ein Breve, kraft dessen auch die geistlichen Güter in Anspruch genommen und einer Steuer unterworfen werden durften. Dieses Breve wurde den Bischöfen zugesandt, damit sie die Vertheilung dieser Steuer je nach dem Verhältnisse der Einkünfte der einzelnen Pfründen ordneten. Unser Heilige berief die Pfründenbesitzer seines Bisthums zusammen. Diese jedoch zeigten sich nicht sonderlich geneigt, den Anordnungen des h. Stuhles sich zu fügen, und führten deshalb mancherlei Entschuldigungen an. Da aber diese Gründe dem Heiligen viel zu leicht bedünkten, den dringenden Bedürfnissen des Herzogs die Waage zu halten, ereiferte er sich sowohl für das Haus Gottes, als für das Haus seines Fürsten, und sprach im Feuer seines Eifers

also zu ihnen: „Wie, meine Herren! steht es etwa uns zu, Gründe und Entschuldigungen anzuführen, da doch schon die beiden Herrscher einen einstimmigen Befehl erlassen? Geziemt es uns, ihre Beschlüsse zu erforschen und sie zu fragen: warum thuet ihr dieses also? — Wir fügen uns ja doch nicht nur den Urtheilssprüchen der höchsten Gerichtshöfe, sondern sogar den Entscheidungen der geringsten Richter, die von Gott bestellt sind, die Streithändel zu schlichten, die sich unter uns ergeben, ohne sie um die Gründe ihrer Aussprüche zu befragen, und lassen uns an ihnen von Rechtswegen genügen; und hier, wo zwei so mächtige Orakel sprechen, die für ihre Anordnungen Gott allein verantwortlich sind, wollen wir ihre Verfügungen untersuchen, gleich als wären wir zu Inquisitoren über sie aufgestellt? Ich erkläre Ihnen frei uud offen, daß ich Ihre Meinungen weder theilen noch billigen kann. Wahrlich! sehr weit sind wir von der Vollkommenheit jener Christen entfernt, die doch nur Laien waren, und zu welchen der h. Paulus spricht: „Ihr habet den Raub eurer Güter mit Freuden ertragen, weil ihr wisset, daß ihr ein besseres und bleibenderes Gut im Himmel habet." (Hebr. 10.) Sie sehen, daß der Apostel von der ungerechten Beraubung aller ihrer Güter spricht; Sie aber wollen nicht einmal einen geringen Theil von dem Ihrigen beitragen, um den Vater des Vaterlandes, unsern guten Fürsten zu unterstützen, dem wir die Wiederherstellung der katholischen Religion in den drei Landvogteien von Chablais verdanken, und dessen heftigste Feinde gerade die Widersacher unsers heiligen Glaubens sind? Ist unser Stand nicht der erste unter den dreien, aus welchen die christlichen Staaten bestehen, ist es nicht mehr als billig, daß wir mit unsern Gütern, sowie mit unsern Gebeten zur Vertheidigung der Altäre, zur Beschirmung unseres Lebens und unserer Ruhe beisteuern, da das Volk sein ganzes Vermögen, der Adel aber sein Blut für dieses heilige Ziel aufopfert? Gedenken Sie der frühern Kriege und fürchten Sie, daß nicht Ihr Undank und Ungehorsam abermal ähnliches Unheil über Sie bringe!" — Diese kräftigen Worte besiegelte er durch sein Beispiel; denn er schrieb sich selbst eine Steuer vor, die für sein geringes Einkommen so übermäßig war, daß keiner aus der Versammlung es mehr wagte, zu klagen; ja! alle schämten sich sogar, daß sie ihm widersprochen hatten. Also gehorchte er selbst

und lehrte Andere gehorchen. Mächtig an Worten und Werken glich er dem Gideon, der zu seinen Kriegern sprach: „Und was ihr mich thun sehet, das thut mir nach!“ Richt. 7. 17.
(Moral in Beisp.).

c. Der blinde Landmann.

Ein rührendes Beispiel von Verehrung und Liebe gegen den Landesherrn, gab ein Landmann im Badischen. Er war seit seinem vierten Jahre blind, und kam, etwa 40 Jahre alt, nach Karlsruhe zu dem Markgrafen, dem im Jahre 1810 als Großherzog verstorbenen Carl Friedrich, zur Audienz und sagte zu ihm: „Ich habe Eure Durchlaucht nie gesehen und werde Sie auch nie sehen, doch möchte ich die Gnade haben, Sie sprechen zu hören.“ — Der Ton, in dem er es sagte, verrieth, daß sein Herz weit mehr empfand, als sein Mund ausdrückte, und der edle Fürst war innig gerührt, als dieser gute Landmann so herzlich seine Liebe bezeugte. — Gott gebe allen Fürsten Unterthanen, wie dieser Landmann war!
(Dewora. S. 133.)

V. Pflichten der Jugend gegen das Alter.

a) Die Ehrerbietung gegen das Alter bei den Spartanern.

Unter den Völkern des Alterthums waren die Spartaner das tapferste Volk des alten Griechenlands, besonders wegen ihrer Ehrerbietung gegen die Alten berühmt. Darum sagte auch ihr Feldherr Lysander, der sich im peloponesischen Kriege großen Ruhm erwarb, es wohne an keinem Orte das Alter mit so vieler Ehre, wie in Sparta. Einst suchte ein Greis bei den olympischen Spielen, einem Volksfeste der Griechen, zu dem sich alle Stämme versammelten, einen Platz. Er gieng lange umher bei Alten und Jungen; Niemand zeigte sich bereit, ihm einen Platz einzuräumen. Als er aber an den Ort kam, wo die Spartaner saßen, standen alle jungen Leute ehrerbietig auf. Darüber erhob sich nun ein allgemeines Beifallrufen, und der erfreute Greis rief aus: „Ihr Götter! alle Griechen kennen die Tugend; aber nur die Spartaner üben sie aus!“ (Derselbe.)

b. Das russische Mädchen.

In dem Laboratorium des zu seiner Zeit hochberühmten Wunderdoctors Schuppach war eines Tages eine Gesellschaft vornehmer Leute aus allen Gegenden der Welt beisammen. Unter Andern befanden sich bei diesem Besuche mehrere französische Herren und Damen und ein russischer Fürst mit seiner Tochter, die durch ihre Schönheit die Bewunderung aller Anwesenden erregte.

Die Unterhaltung war eben im lebhaftesten Gange, als ein alter, schlechtgekleideter Bauer eintrat, um ein Heilmittel für sein krankes Weib bereiten zu lassen. Während er wartend dastand, machte sich ein junger Marquis an ihn und ersah sich vorzüglich an dem langen grauen Barte des Landmannes einen Gegenstand des Spottes. Nach einer Reihe schlechter Späße schlug der Witzbold endlich eine Wette von zwölf Louisd'or vor, daß keine der gegenwärtigen Damen dem alten häßlichen Kerl einen Kuß geben werde.

Die schöne Russin, welche den Neckereien nur mit Unwillen zugehört hatte, legte jetzt zwölf Luisd'or auf einen Teller und übersendete diesen durch ihren Bedienten dem Marquis, zum Zeichen, daß sie die Wette annehme. Der Franzmann stand verblüfft, mußte aber Ehren halber auch seine zwölf Stücke beilegen. Nun näherte sich die Edelmüthige dem mißhandelten Bauer und sagte: „Erlaubet, ehrwürdiger Vater! daß ich euch nach der Sitte meines Landes begrüße!“ Mit diesen Worten umarmte sie den Greis und gab ihm einen Kuß. Dann reichte sie ihm das Geld und fuhr fort: Nehmet das zum Andenken von mir und zum Zeichen, daß die russischen Mädchen es für Pflicht halten, das Alter zu ehren!“ (Müllers Ehrenhalle.)

c. Alexander der Große und der alte Soldat.

Auf einem seiner Feldzüge war Alexander der Große durch einen häufig fallenden Schnee aufgehalten. Er setzte sich auf einen erhabenen Platz, der ihm zum Throne diente, neben ein großes Feuer. Aber in eben demselben Augenblicke bemerkte er einen macedonischen Soldaten, welcher der Schwäche des Alters und der Strenge der Witterung unterliegen zu müssen schien. Er überlegte sogleich den Abstand, nicht des Ranges, sondern des Alters, der sich zwischen ihm und diesem Soldaten befand.

Er stand auf, und die siegreichen Hände, die das Reich des Darius zerstört hatten, trugen den vor Kälte erstarrten Greis auf den Sitz hin, welchen er selbst vorhin eingenommen hatte. „Bei den Persern" — sagte er — „ist es ein Verbrechen, das mit dem Tode bestraft wird, sich auf den Thron der Könige zu setzen; aber unter einem menschlichen Monarchen soll eben diese Handlung dir das Leben retten!"

(Dewora).

VI. Beispiele schlechter und entarteter Kinder.

a. Der entdeckte Vatermord. —

Plutarch, ein berühmter Schriftsteller des Heidenthums, erzählt, daß einst ein Vatermord auf eine ganz auffallende Weise entdeckt worden sey. Ein gewisser Bessus nämlich, ein Pönier, hatte ein Sperlingnest mit großer Wuth heruntergeworfen, und die armen Vögelein getödtet. — Die es sahen, fragten ihn erstaunt, warum er denn den unschuldigen Thierlein so feind sey? — Darauf erwiederte Bessus, fast noch ausser sich vor Wuth und Rachgierde: „Weil sie mich verleumdeten; denn diese lügenhaften Vögel schrien immer, ich hätte meinen Vater ermordet. Das boshafte Geschrei konnte ich nicht länger dulden." — Diese Rede machte Aufsehen und wurde dem Richter hinterbracht. Der Verdächtige, dessen Vater auf eine unerklärliche Weise verschwunden war, wurde eingezogen, gestand auch bald, daß er wirklich seinen Vater ermordet und vergraben habe, und erlitt die verdiente Strafe. — Die rächende Stimme des Gewissens hatte dem Mörder keine Ruhe gelassen, und das, was ihm eine innere Stimme stets vorwarf, glaubte er endlich sogar von den Sperlingen zu hören. (Lohn. Biblioth. III. 54.)

b. Der verwundete Fuß. —

Eines Tages hörte ein Einsiedler, als er im Walde nach Kräutern suchte, ein jämmerliches Stöhnen und Aechzen. Er ging näher, und fand da im Gebüsche einen jungen Menschen liegen, der an seinem rechten Fuße eine tiefe Wunde empfangen hatte. Ringsherum war der Boden mit Blut geröthet, und der Verwundete fiel von einer Ohnmacht in

die andere. — Der Einsiedler hob den armen Jüngling auf, und schleppte ihn mit großer Mühe in seine Zelle. Da er früher einige Kenntniß in Behandlung der Wunden sich erworben hatte, so behandelte er den Kranken mit gutem Erfolge, und schon am nächsten Tage vermochte dieser zu erzählen, wie er die starke Wunde erlitten habe. — „Ich bin, fing der Jüngling an, seit nicht gar langer Zeit der Diener eines jungen Edelmannes. Gestern ritten wir durch den Wald, wo Sie mich gefunden, und mein Herr hatte eine bedeutende Summe Geldes in einem Sacke bei sich auf dem Pferde. — Auf einmal — ich weiß nicht wie und wo — war der Geldsack verloren. Mein Junker fing furchtbar zu fluchen und zu lamentiren an; wir ritten nun eine bedeutende Strecke zurück, ich stieg vom Pferde, suchte mit dem aufmerksamsten Fleiße nach dem Gelde; allein all mein Suchen war vergebens. Als ich aber wieder meinem jungen Herrn mich näherte, und diesem berichtete, wie ich nichts gefunden, — so fing er an, mir bittere Vorwürfe zu machen, ja sogar den Verdacht auszusprechen, ich hätte das Geld sicherlich gefunden, aber es schnell etwa unter einem Gebüsche versteckt, um es zur gelegenen Zeit da abzuholen. Diese Rede kränkte mich tief; entrüstet erwiderte ich, daß ich einen solchen Verdacht mit Abscheu zurückweise, und daß ich glaube, nie Ursache gegeben zu haben, meine Redlichkeit in Zweifel ziehen zu müssen. — Der ohnehin schon gereizte Junker kam durch diese meine Vertheidigung völlig in Wuth, zog blitzschnell sein Schwert, und im nächsten Augenblicke fühlte ich meinen rechten Fuß wanken; er war nämlich schwer verwundet. Ich stieß einen Schrei des Schreckens aus, fiel um, und sah meinen unbarmherzigen Herrn spornstreichs davon reiten. Wahrlich — ich wäre in meiner Verlassenheit gewiß schon gestorben, wenn nicht Sie wie ein barmherziger Samaritan mich gefunden und gerettet hätten. Dank, tausendfachen Dank für Ihre Barmherzigkeit!" Der Einsiedler bemühte sich den Kranken zu trösten und aufzuheitern und sprach unter Anderm: „Der beste Trost für dich, mein Lieber! ist, daß du unschuldig leidest." — Doch bei dem Wörtchen „unschuldig" schien den Kranken ein heftiger Schmerz zu durchzucken; er seufzte tief, Thränen traten ihm in die Augen, und ein Ausdruck des tiefsten Kummers malte sich auf seinem Gesichte. „Ach nein, sprach er schluchzend, ich leide nicht unschuldig; zwar des

Diebstahls wegen verdiente ich die Wunde nicht; da bin ich unschuldig; — aber — aber —!" — Seine Stimme stockte; er schwieg einige Minuten, — endlich fuhr er wieder fort: „Doch es muß heraus; vielleicht wird mein Gewissen durch ein aufrichtiges Bekenntniß erleichtert. — Ach bester Vater! ich bin ein großer Verbrecher gegen das vierte Gebot! — Ich habe eine alte Mutter, die Wittwe ist, und ich bin ihr einziges Kind. — Als wir einst mitsammen auf einem Wagen auf den Acker hinausfuhren, geriethen wir über eine unbedeutende Sache in heftigen Wortwechsel. Vor Zorn meiner nicht mehr mächtig, stieß ich sie endlich mit dem Fuße vom Wagen hinab. Die Mutter — vor Schmerz und Aerger über diese Unbild fast ausser sich — sprach nun über mich schreckliche Flüche aus, und drohte mir mit der Klage bei Gericht. Ich verließ nun aus Furcht vor der gerichtlichen Strafe eiligst meine Heimath, flüchtete mich über die Grenze, und suchte und fand einen Dienst bei dem jungen Edelmanne, von dem ich vorhin erzählt habe. — Und sehen Sie — an eben dem Fuße, mit dem ich meine Mutter gestossen, erhielt ich die schmerzhafte Wunde. Gewiß ist dieß eine verdiente Strafe meines begangenen Frevels, und ich leide nicht unschuldig." — Thränen der bittersten Reue folgten diesem Bekenntnisse. Der Einsiedler bemühte sich, auch die Wunde seiner Seele zu heilen, und ihn zu einer ernstlichen Buße vorzubereiten, was ihm auch bestens gelang. — Nach einiger Zeit kehrte der Jüngling, an Leib und Seele bestens genesen, in seine Heimath zurück, und fand bei seinem Mütterchen — wie einst der verlorne Sohn bei seinem Vater — wieder die liebvollste Aufnahme.

(Lohn. Biblioth. III. 544).

c. Der Großvater und der Enkel.

Es war einmal ein alter Mann, der kaum mehr gehen konnte, dessen Knie zitterten, der nicht gut hörte und sah, und der bereits auch keine Zähne mehr hatte. Saß er bei Tische, so schüttete er, da er den Löffel kaum halten konnte, die Suppe auf das Tischtuch, und zuweilen floß ihm sogar wieder etwas aus dem Munde. Sein Sohn und dessen Frau ekkelten sich daran, und deßhalb mußte sich endlich der Großvater hinter den Ofen setzen; und sie gaben ihm sein Essen in ein irdenes Schüsselchen, und noch dazu sehr wenig, so

daß er sich nicht satt essen konnte. Da sah er traurig nach dem Tische, und die Augen wurden ihm naß. Einmal nun konnten seine zitternden Hände das Schüsselchen nicht fest halten, es fiel zur Erde und zerbrach. Die junge Frau schalt heftig; der Großvater aber seufzte nur: „Ach, lieber Gott!" Jetzt kauften sie um ein paar Pfenninge ein erbärmliches, hölzernes Schüsselchen, welches mehr einem Tröglein, als einem Schüsselchen glich, und daraus mußte er essen.

Als sie eines Tages bei Tische saßen, schlug der kleine Enkel von vier Jahren auf der Erde einige kleine Bretterstücke zusammen. „Was willst du denn damit machen?" fragte ihn der Vater. „Ei" antwortete das Kind, „ich will ein Tröglein machen, und daraus sollen Vater und Mutter essen, wenn ich groß bin." Da sahen sich Vater und Mutter eine Weile stumm an, und Thränen traten ihnen aus den Augen; sie holten sofort den Großvater an den Tisch und ließen ihn von nun an immer mitessen; und wenn er zuweilen auch etwas verschüttete, so sagten sie doch nichts mehr.

(Mehlers Beisp.)

d. Die Vergeltung.

In Friesland kam eines Tages ein Sohn in heftigen Streit mit seinem Vater. Endlich ergriff der wuthentbrannte Sohn den alten Vater bei seinen wenigen weißen Haaren, schleppte ihn über die Stiege hinab — der Hausthüre zu. Der Vater jammerte nicht, noch rief er um Hilfe, sondern schien Alles geduldig zu leiden. Nur als sie zur Schwelle der Hausthüre kamen, rief er: „Halte Sohn! Jetzt ist es genug; ich bin bestraft; denn bis hieher habe auch ich meinen Vater bei den Haaren geschleppt!" — Entsetzt ließ der Sohn den Vater los, vermuthlich auch darum, damit nicht auch ihm einst von seinen Kindern Gleiches mit Gleichem vergolten werde. (Ibid. II. 854).

e. Das versteckte Leintuch.

Ein alter Vater wurde von seinem Sohne und seiner Schwiegertochter so schlecht behandelt, und in seiner Kränklichkeit so sehr vernachlässigt, daß er es nicht länger mehr in dem Hause, wo er so lange gelebt und gearbeitet hatte, aushalten konnte, und selbst verlangte, ins Armenspital des

Dorfes gebracht zu werden, was auch geschah. — Beim Abschiede, wo des alten Mannes Augen naß geworden, die seines Sohnes aber trocken geblieben waren, bat er noch, man möchte ihm zwei Leintücher ins Spital nachbringen. — Der junge Bauer suchte die zwei schlechtesten, die er nur finden konnte hervor, und gab sie seinem Söhnlein, um sie ins Spital zum Großvater zu tragen. — Zufällig sah er aber dem Kleinen nach, und bemerkte, wie derselbe eines der Leintücher unter einem Holzstoße versteckte. Sogleich rief er nun den Buben zurück und stellte ihn darüber zur Rede. Ohne die mindeste Verlegenheit, als wenn es ganz so in der Ordnung gewesen wäre, antwortete dieser: „Das eine Leintuch habe ich für dich versteckt, damit ich dir einst, wenn du ins Spital gehst, kein gutes zu geben brauche." — Der Bauer erblaßte, und sein erster Gang war nun ins Spital, um den Vater wieder nach Hause zu bringen, wo dieser sich von jetzt an einer bessern Behandlung zu erfreuen hatte.

(Alter Sittenspiegel S. 87.)

f) Die Entstehung des Kirchleins auf der hohen Salve in Tyrol.

Im Unterinnthale Tyrols auf der hohen Salve, einem wunderschönen Berge, steht ein Wahlfahrtskirchlein, dessen Entstehung eine im Munde des Volkes bis auf heute erhaltene Trauergeschichte zum Grunde liegt. — In der grauen Vorzeit lebte eine fromme, gutherzige Wittwe, Namens Ehrentraud. Sie hatte einen einzigen Sohn, Johannes genannt, und beträchtliches Vermögen. Der Knabe voll Talent und Lebhaftigkeit, aber sehr zum Bösen geneigt, beging frühe schon allerlei Ausschweifungen. Die Mutter gab ihm zwar Ermahnungen und Lehren, allein darauf achtete er nicht, und strafen konnte sie ihn nicht, denn sie liebte ihn zu sehr. Mit dem Alter wuchs auch die Bosheit. — Dem Spiele und Trunke leidenschaftlich ergeben — verfiel ihr Johann bald in jene groben Laster, welche diese bösen Ge-Gewohnheiten so gerne begleiten. Der Mutter Lehren und Bitten und Warnungen, früher nicht geachtet, wurden jetzt sogar verlacht. — Bald war alles baare Geld verschwendet, und der entartete Sohn fing an zu stehlen. — Von der Obrigkeit verfolgt, zog er hinaus ins Dunkel des Waldes, und erwarb sich zwei Gesellen. Nächtlicher Weile über-

fielen sie die Reisenden an der Straße und raubten und mordeten. Johann war der Anführer oder Räuberhauptmann. — Nun gingen der Mutter zwar die Augen auf, allein es war zu spät. — Sie beweinte und bereute bitterlich ihre blinde Liebe, und betete Tag und Nacht. Endlich faßte sie den Entschluß, ihren unglücklichen Sohn aufzusuchen, wo er immer sein möchte. Fruchtlos durchstreifte sie schon drei Tage Berge und Wälder; endlich auf der Höhe des Salvenberges angelangt, überfiel sie — die Ermattete — der Schlaf. Da hatte sie nun folgenden Traum: sie sah nämlich das Haupt des heiligen Johannes des Täufers hell glänzen, und unten die blutenden Häupter ihres Sohnes und seiner Gesellen liegen. — Als sie erwachte, betete sie mit unbeschreiblicher Innigkeit zu Gott und dem heil. Johannes — dem Namenspatrone ihres Sohnes, — daß ihm die Gnade der Bekehrung zu Theil werden möchte. — Und siehe da — als sie noch betete, kam ihr Sohn in der Morgendämmerung langsamen und wankenden Schrittes daher. Leichenblaß und abgezehrt war sein Gesicht und sein trüber Blick zur Erde gesenkt. Die Mutter grüßte ihn und sprach: „Ach mein Sohn! erkenne deine Missethaten, thue Buße und rette deine Seele.“ — Da erzählte ihr der Sohn, wie ihn ein Traum in der letzten Nacht so sehr erschüttert habe; er habe sein und seiner Raubgenossen Häupter blutend liegen gesehen, und über ihnen glänzte das Haupt seines Namenspatrons. Die Mutter erkannte, daß er mit ihr den gleichen Traum gehabt habe, und sie deutete ihm denselben, wie nämlich der heil. Namenspatron ihm und seinen Gesellen die Gnade der Verzeihung erflehen werde, wenn sie sich freiwillig der verdienten Strafe der Enthauptung unterziehen würden. Bittend und schluchzend umfing sie seine Kniee und flehte um seine Bekehrung und freiwillige Erduldung der verdienten Strafe. Er wich den Thränen seiner Mutter, folgte ihr nach und zwar zum Gerichte. Gerührt begleiteten ihn auch die zwei andern Räuber. Von Reue durchdrungen und christlich vorbereitet starben sie alle drei auf der Richtstätte. — Die fromme Ehrentraud verkaufte ihren Hof, und baute auf der heiligen Stelle, wo sie den Traum gehabt und die Bekehrung ihres Sohnes erfleht hatte, eine Kapelle zur Ehre des heil. Johannes des Täufers. Bald entstand dort eine vielbesuchte Wahlfahrt.

(Stafflers „Tyrol“ B. Th. II. S. 808).

VII. Ein Beispiel eines undankbaren Schülers.

Auf der Schule zu Pf. bei Naumburg riß die Unart ein, daß die jungen Leute Nachts großen Unfug trieben. Einer von den Lehrern gab sich die Mühe, dann und wann vom Schlafe aufzustehen und den unruhigen Nachtwandlern aufzulauern. Er hatte Manchen ertappt und ihn gehörig bestrafen lassen. Eines Tages war er etwas spät im Garten gewesen, und kam, da es schon finster war, in den abgelegenen Gang, der zu seinem Schlafzimmer führte. Glücklicherweise hatte er einen Stock in der Hand, mit dem er dicht vor seiner Zimmerthür auf ein Fuchseisen, (d. i. eine eiserne Falle, die man Füchsen legt, um sie zu fangen) trat, welches zusammenschlug und den Stock zerquetschte. Er selbst hatte nun davon keinen weitern Schaden, als den Schrecken, den ihm das Geräusch des Eisens verursacht hatte. Da indessen die Absicht, in welcher das Eisen gelegt worden war, so sichtbar keine andere gewesen sein konnte, als ihm die Beine zu zerschmettern, und dem guten Manne die nächtliche Aufsicht über die jungen Herumschweifer unmöglich zu machen, so wurden die strengsten Untersuchungen angestellt, den Thäter zu entdecken. Allein Alles war vergeblich. — Einige Jahre darauf erhielt eben dieser Lehrer von einem Menschen, der damals auf der Schule war, als jener boshafte Streich vorfiel, und hernach Husar geworden war, einen Brief, in welchem sich dieser in den kräftigsten Ausdrücken von Reue und Wehmuth als den Urheber jenes schändlichen Versuches angab; denn es hatte ihn hiefür die göttliche Rache ereilt, indem ihm in der bekannten Schlacht bei Zorndorf durch Kartätschenkugeln die beiden Beine zerschmettert wurden, und ihm sonach gerade jenes Schicksal zu Theil ward, welches er früher seinem guten Lehrer zugedacht hatte. Unter Thränen bekannte er seine Schuld und bat tausendmal um Verzeihung, indem er zugleich den Wunsch ausdrückte, der gute Lehrer möge diesen Vorfall allen seinen Schülern öffentlich vorlesen, auf daß sie die Züchtigungen Gottes darin erkennen, die nicht selten undankbare Schüler zu erfahren haben. Der Unglückliche schloß seinen Brief mit den Worten: „Sobald ich meine Füße wieder gebrauchen kann, will ich zu Ihnen eilen und Sie auf meinen Knieen an jener Stelle um Vergebung bitten, wo ich die verworfenste That meines Lebens beschloß."

Siehe Schuljugend! so straft der Herr nicht selten undankbare Schüler! (Jugendbibliothek.)

VIII. Ein Beispiel verletzter Ehrerbietung gegen die geistliche Obrigkeit.

Um das Jahr 1640 ereigneten sich in einer Pfarrei des Kirchensprengels von Bisanz, einige Meilen von dieser Stadt, folgende Begebenheit, welche man durchgängig für eine Strafe des Himmels hielt, um die den Seelsorgern schuldige Ehrerbietung einzuschärfen. Zwei ausgelassene Burschen ärgerten die Gemeinde durch ihre Ausschweifungen schon längere Zeit hindurch. Der Pfarrer warnte ihre Väter, welche aber die Ermahnung ihres Seelsorgers sehr übel aufnahmen; ja, einer hatte die Dreistigkeit, ihm zu sagen, er solle sich um sein Brevier bekümmern, und sich in die Angelegenheiten fremder Familien nicht mischen. „Ich rede zu Euch als Seelsorger," antwortete der Pfarrer; „aber Ihr redet zu mir nicht als ein Christ. Habet Acht, daß Euch nicht Gott durch die Ausgelassenheit Eures Sohnes, die Ihr begünstigt, straft!" Dieser Mann, anstatt die Ermahnung seines Hirten zu benützen, prahlte sich noch in der ganzen Pfarrei, daß er dem Pfarrherrn die Wahrheit derb gesagt habe; er werde sich's sobald nicht mehr beikommen lassen, ihm Verweise zu geben. Es war am Samstag, und weil die Sache ruchbar geworden war, glaubte der Pfarrer der Klugheit gemäß zu thun, wenn er des andern Tages in der Predigt etwas Weniges über diesen Gegenstand einfließen lasse. Er that es mit vieler Mäßigung und Liebe und so im Allgemeinen, daß Niemand dadurch verletzt wurde. Nach der Pfarrmesse fuhr der, welcher des vorigen Tages die Erinnerung so übel aufgenommen hatte, in seinem alten Tone zu schmähen fort, und sagte, dieß sei die gewöhnliche Pfaffenrache, daß sie gegen Jene, denen sie zwischen vier Augen nichts anhaben könnten, in der Kirche losziehen; aber er frage nach solchem Gewäsche nichts. Die zwei Schwärmer brachten den übrigen Tag in der Schenke zu und machten es dem Pfarrer zum Trotze bunter als jemals. Aber Gott setzte diesem ärgerlichen Leben durch eine auffallende Bestrafung ein Ende. Als sich des andern Tags am Himmel

ein Gewitter zusammenzog, liefen diese zwei Wildfänge mit andern zwei wohlerzogenen Knaben nach dem nahen Kirchthurm, um die Glocken zu läuten. Auf einmal that es einen fürchterlichen Donnerschlag, daß alle vier vor Schrecken davon liefen. Aber es folgte ein zweiter Schlag, welcher die zwei Verächter guter Ermahnungen auf eine so auffallende Weise tödtete, daß sich an der göttlichen Strafe nicht zweifeln ließ. Nachdem der Blitz mehrere Umwege in dem Thurme gemacht hatte, folgte er den vier Flüchtlingen, welche die Stiege hinabeilten, nach, schonte den ersten und erschlug den zweiten, und ohne dem dritten einen Schaden zuzufügen, tödtete er den vierten, und die das Unglück hatten, getroffen zu werden, waren gerade die zwei ausgelassenen Buben. Jetzt nun fuhr der Blitz in die Kirche, worin sich die Mutter von einem der Erschlagenen befand, warf dieses Weib aus der Mitte der andern, ohne sie zu beschädigen, heraus, und schleuderte es gegen die Kirchenmauer. Auf den Anblick einer so außerordentlichen Begebenheit erkannten alle die strafende Hand der göttlichen Gerechtigkeit und die Väter kamen mit Thränen in den Augen, ihren Seelsorger um Verzeihung zu bitten. — „Wer euch verachtet, verachtet mich," spricht Christus der Herr von seinen Priestern.

(Moral in Beisp.)

IX. Das zeitliche Glück guter Kinder.

a. „Ehre Vater und Mutter und es wird dir wohl ergehen auf Erden!"

Diese göttliche Verheißung hat der wackere Vickassovich an sich selbst zu seinem Glücke und zur ermunternden Lehre für Andere erfahren. Die Kaiserin Maria Theresia war eine wahrhafte Mutter ihres Volkes. Keine wohlthätige oder wissenschaftliche Anstalt entging ihrer wachen, freundlichen Sorge. Sie besuchte unter andern mehrere Male im Jahre die Militär-Academie in Wien, in welcher größtentheils Söhne armer und verdienter Officiere auf kaiserliche Kosten für den Militärstand erzogen und musterhaft gebildet wurden. Mit zärtlicher Theilnahme forschte sie stets nach dem Stande dieser Anstalt, der Zöglinge und ihrer Aufführung. „Welcher von meinen lieben Söhnen," fragte sie

einst wieder den würdigen Vorsteher der Academie, „führt sich am Besten auf? — „Eure Majestät! antwortete dieser, „sie sind Alle brav, Alle würdig Höchst Ihres Schutzes; der junge Vickassovich aber ist der bravste aus Allen.“ So prieß der Vorsteher, so prießen alle Lehrer den wackern Jüngling: „Ich höre das Lob des jungen Menschen schon öfter,“ fuhr die edle Monarchin fort, und sah den Dalmatier, der vor ihr ehrerbietig und erröthend stand, mit freundlichem Blicke an. „Ich wünsche ihn fechten zu sehen; er nehme das Rappier!“ — So unkriegerisch der Jüngling früher vor der Monarchin gestanden, so majestätisch war sein Antlitz, so feurig sein blitzendes Augenpaar, so stolz und sicher seine Stellung, als er zum Kampfe bereitet war. Er war des Sieges gewiß, und alle Mitschüler senkten, bezwungen von seiner Kraft und Geschicklichkeit, nach vergeblichen Anstrengungen das Rappier. Die gute Kaiserin fand an der Gewandtheit und schönen Haltung des Jünglings ein sichtbares Vergnügen. „Nun hier,“ sprach sie zu ihm, indem sie ihm zwölf Ducaten übergab, „eine Gratisgage, kleiner Soldat! und mache dir nach so hitzigem Gefechte irgend ein Vergnügen damit.“ Der Jüngling sank der gütigen Fürstin zu Füßen; sie hieß ihn aber aufstehen und reichte ihm die Hand zum Kusse. — Nach einer Woche fuhr die Kaiserin wieder vor. Sie ließ sich den jungen Vickassovich abermals vorstellen und fragte, was für eine Freude er sich mit dem Gelde gemacht habe. Da ward dieser kleinmüthig und stockte in seiner Rede. „Hast du das Geld verspielt, und worauf ists verwendet worden?“ sprach die Monarchin etwas finster und rasch. — „Ich habe es meinem armen Vater gesandt,“ versetzte der Jüngling bescheiden. — „Wer ist dein Vater?“ — „Er war Lieutenant in Eurer Majestät Diensten, hat seine Stelle verlassen, und lebt ohne Pension sehr kümmerlich in Dalmatien. Ich glaubte dem huldreichen Sinne, in dem mir jene höchste Gnade gewährt worden, nicht zweckmäßiger entsprechen und von der Gnade Eurer Majestät keinen bessern Gebrauch machen zu können, als sie zur Unterstützung meines Vaters zu verwenden; denn dieß war die größte Freude, die ich mir damals verschaffen konnte.“ — „Du bist ein wackerer Junge,“ sagte die gerührte Kaiserin. „Tinte, Feder und Papier her! Setze dich und schreib!“ Zitternd und mit klopfendem Herzen that der junge Vickassovich, wie die

Monarchin befohlen. Die gnädige Landesmutter dictirte: „Liebster Vater! den Brief, welchen ich hier schreibe, dictirt mir die Kaiserin selber. — Mein Fleiß, meine Aufführung, und besonders meine kindliche Liebe und Dankbarkeit gegen Sie, haben der Landesfürstin so wohl gefallen, daß sie von dieser Stunde an eine jährliche Pension von 500 fl. erhalten werden, und ich so eben wieder ein Geschenk von 24 Ducaten bekomme." — Man denke sich die Freude des guten Rickassovich! Die Schrift in diesem Freudenbriefe war wohl die unsicherste und schlechteste, die er je in seinem Leben noch geschrieben; auch war das Papier von seinen Thränen ganz durchnäßt. Auf diese Art ward Dankbarkeit und kindliche Liebe zugleich belohnt. Größer war aber noch der Lohn, welchen die Zukunft brachte. Rickassovich kam bei seinem Austritte aus der Academie zur Armee, stieg von Grad zu Grad, und leistete in verschiedenen Kriegen, die unter Maria Theresia's und ihrer Nachfolger Regierung geführt werden mußten, die erheblichsten Dienste. Er brachte es bis zum Feldmarschall-Lieutenant, ja einer der höchsten Würden im militärischen Range.

Groß ist der Segen, welcher auf guten dankbaren Kindern ruht. (Mehlers Beisp.)

b) Gott segnet gute Kinder. Der preußische Husaren-General Ziethen war in seiner Jugend Page am Hofe Friedrichs I. Er hatte keinen Vater mehr, und seine Mutter nährte sich kümmerlich in ihrem Wittwenstande. Ziethen war daher als ein guter Sohn darauf bedacht, ihr einige Unterstützung zu verschaffen. Allein er wußte kein anderes Mittel etwas zu verdienen, aufzufinden, als daß er für andere Pagen Nachtwachen übernahm. Einst konnte der König nicht schlafen, und wollte sich etwas vorlesen lassen. Er klingelte deshalb, allein es kam Niemand. Er klingelte wiederholt und rief dann auch; aber kein Page ließ sich hören. Da stand er auf und ging in das Nebenzimmer, wo er den jungen Ziethen sitzend und schlafend traf. Vor ihm lag ein Brief an seine Mutter, den er zu schreiben angefangen hatte, und worüber er eingeschlafen war. Der König schlich herbei und laß den Brief, welcher so lautete:

„Meine beste, geliebteste Mutter!

Jetzt ist schon die dritte Nacht, da ich für Geld die Wache

bei dem König habe. Beinahe kann ich es nicht mehr aushalten. Indeß freue ich mich, daß ich nun wieder 10 Thaler für Sie verdient habe, welche ich Ihnen hiebei schicke."

Der König, gerührt über die gute Gesinnung des Jünglings, läßt ihn schlafen, geht in sein Zimmer, holt zwei Rollen mit Ducaten, steckt ihm in jede Tasche eine, und legt sich wieder zu Bette. Als Ziethen wieder erwachte, und das Geld in seinen Taschen fand, muthmaßte er sogleich, daß der König ihm dasselbe hineingesteckt habe. Er freute sich zwar darüber, weil er nun seine Mutter besser unterstützen konnte, doch erschrack er auch zugleich, daß der König ihn schlafend gefunden habe. Sobald er daher des Morgens zum Könige kam, bat er kniefällig um Verzeihung und dankte für das gnädige Geschenk. Der König lobte seine kindliche Liebe, ernannte ihn sogleich zum Offizier und schenkte ihm noch eine Summe Geldes, damit er sich anschaffen könne, was er zu seiner neuen Stelle brauchte. — So segnet Gott gute Kinder! (Mehlers Beisp.)

---

70. Beispiele über das V. Gebot Gottes: du sollst nicht tödten.

a. Der Rathsherr als Mörder. In einem Gasthause einer deutschen Stadt lebte ein Hausknecht, der wegen seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit bei dem Herrn sehr beliebt war. Dieser Hausknecht wünschte nun die Tochter des Wirths zur Frau zu bekommen; da er aber kein Vermögen besaß, so getraute er sich nicht, bei dem Vater um ihre Hand zu werben. Einst übernachtete in diesem Gasthause ein reisender Kaufmann, und dem Hausknechte kam, da er bei demselben sehr viel Baarschaft bemerkte, der unselige Gedanke, ihn zu ermorden, und sein Geld sich zuzueignen. Der Mordplan wurde wirklich ausgeführt, und der Thäter wußte Alles so heimlich anzustellen, daß auf ihn nicht der geringste Verdacht fiel. — Einige Tage darauf gab der Hausknecht bei seinem Herrn vor, er habe einen Brief aus seiner Heimath erhalten, wo ein reicher Vetter dem Tode nahe — ihn noch zu sehen wünsche; er bitte also um Erlaubniß, auf einige Tage nach Hause reisen zu dürfen, was man ihm auch gerne bewilligte. Bei seiner Rückkunft zeigte er viel Geld

vor, und verlangte die Tochter seines Herrn zur Ehe. Der Vater sagte gerne zu, und übergab ihm sein ganzes Geschäft. Der neue Gasthausbesitzer wußte sich auch bei Allen beliebt zu machen, gewann die Achtung seiner Mitbürger, und wurde endlich selbst zum Rathsherrn gewählt. Allein so schön die Aussenseite seines Lebens zu seyn schien, so ließ ihn doch der nagende Wurm des Gewissens Tag und Nacht keine Ruh, immer verfolgte ihn der Gedanke an seinen Mord. Eines Tages erhielt er eine Einladung auf das Rathshaus, um daselbst mit den andern Rathsherrn einen des Raubmordes Angeklagten zu verhören, und über ihn das Urtheil zu fällen. Bevor er fortging, wollte er noch zuvor etwas essen, und man brachte ihm einen gebratenen Kalbskopf. Bei dem Anblicke des Kalbskopfes aber überfiel ihn Eckel und Schauder, er sprang voll Entsetzen vom Tische auf, und rief, man soll ihm diesen Menschenkopf aus den Augen schaffen. Die Dienstleute hielten ihren Herrn für völlig verrückt; dieser eilte fort auf das Rathhaus. Als nun die Reihe an ihn kam, um über den Raubmörder sein Urtheil zu sagen, so stand er auf und sprach mit zitternder Stimme: „Ja, meine Herren! es ist kein Zweifel, daß dieser des Raubmordes Angeklagte und Ueberwiesene den Tod durch Henkershand verdiene; allein hier — in meiner Person sehen Sie auch einen Raubmörder; auch ich verdiene den Tod durch Henkers Hand!" — Alles staunte und hielt den Mann für verrückt. Aber derselbe stand von seiner Selbstanklage nicht ab, erzählte Alles umständlich, bezeichnete genau den Ort, wo er die Leiche jenes Kaufmanns verscharrt hatte, und verlangte, daß ihm die verdiente Strafe zu Theil werde; nur so hoffe er ruhig sterben zu können. — Die Criminaluntersuchung wurde nun ein-eingeleitet, und da Alles mit dem Selbstgeständnisse des Wirthes übereinstimmte, so wurde er verurtheilt, und starb wie er verlangt, durch Henkers Hand.

(Thesaur. rerum memor.)

b. Der Doppelmörder, oder: Wer seinen Bruder haßt, ist ein Mörder. Ueber die Furchtbarkeit des Hasses, wenn er einmal tiefe Wurzeln gefaßt hat, lesen wir auch bei Marchantius eine Geschichte, welche Schauder erregt und uns antreiben soll, Zorn und Haß schon gleich im Keime zu ersticken. Ein gewisser Mensch trug gegen seinen Nach-

bar einen unversöhnlichen Haß. Der Haß stieg aufs Höchste bis zur Wuth. Denn als er einmal auf seinen Feind stieß, trat er, von höllischer Wuth angetrieben, diesen lange Zeit mit Füßen, als wollte er sich besinnen, wie er seinen Haß und seine Wuth an ihm auslassen könnte. Endlich drang er darauf, daß sein Feind Gott verläugne. Thust du es nicht, sprach er, indem er ihm den Degen an die Kehle setzte, so durchbohre ich dich. Zitternd lag der Armselige unter dem Dolche. In der Hoffnung, dem Tode zu entgehen und sich nach der Hand von der Sünde wieder zu reinigen, entsagte er Gott mit sacrilegischem Munde und stürzte sich in das ewige und unwiderrufliche Elend. Denn kaum hatte er die Verläugnung ausgesprochen, so durchbohrte ihn der Andere und fügte noch diesen satanischen Trost hinzu: Nun endlich sättige ich mich, nun tröste ich mich, weil ich dir nicht nur das Leben des Leibes, sondern auch für immer das Wohl der Seele genommen habe. (Mehlers Beisp.)

c. Das folternde Gewissen des Mörders, oder: der heilige Meinrad und die zwei Raben. Oft fühlen sich Mörder vom eigenen Gewissen gedrungen, sich selbst dem Richter zu übergeben, damit der Todtschlag gerächt werde. Wo diese nicht selbst sich anzeigen, da fügt Gott es sonderlich, daß die grausame That offenbar und von dem Arme der Gerechtigkeit gerächt werde. Oft gebietet Gott den Thieren, daß sie die Mörder kund geben. Ein Beispiel hievon lesen wir in dem Leben des heil. Meinrad, des Einsiedlers. Der hochwürdige Laurentius Surius, Charthäuser zu Köln, der gelehrte Biograph der Heiligen, ein kirchlicher Schriftsteller aus dem sechzehnten Jahrhunderte, schreibt von Meinrad, dem heiligen Einsiedler und Martyrer, aus dessen Zelle das weltberühmte Stift Mariä Einsiedeln dort auf der rauhen Höhe von Schwyz sich erhoben hat, daß zwei Räuber ihn umgebracht, und die der heiligen Jungfrau geopferte silberne Lampe geraubt haben, diese aber dann nach verübtem Morde, von den zwei Raben, welche der Heilige immer gefüttert hatte, so lange verfolgt worden sind, bis sie gefänglich eingezogen wurden, uud nach bekannter Schuld ihr Verbrechen mit dem Tode büßten. Zum ewigen Gedächtnisse führt jenes uralte Stift zwei Raben in seinem Siegel.

Auch der heidnische Schriftsteller Plutarch erzählt ein ähnliches, merkwürdiges Beispiel, wie nämlich einst Bessus,

ein Pönier oder Karthagienser, durch das Geschrei der Sperlinge bewogen worden ist, seinen verübten Vatermord zu gestehen. Man hatte ihm nämlich Vorwürfe gemacht, daß er ein Nest Sperlinge heruntergeworfen, und sie getödtet habe, worauf er antwortete, er habe dazu ein Recht gehabt, indem die Vögel nicht aufgehört hätten, ihn seines an seinem Vater verübten Mordes zu beschuldigen. (Dr. Haid.)

d. Der Selbstmörder, oder: Damar der Verschwender. Damar, der älteste Sohn des Lord Milton, hatte von der Natur Talente erhalten, die, wären sie ausgebildet worden, ihn zu einem brauchbaren Manne würden gemacht haben. Sein reges, theilnehmendes Gefühl bewies er dadurch, daß er seine Freunde oft durch bedeutende Geldopfer aus dringender Verlegenheit riß, oder ihnen Vergnügen zu machen suchte. Auch das Glück hatte ihn nicht wenig begünstigt; denn außerdem, daß sein Vater ein sehr ansehnliches Vermögen besaß, hatte er eine vorzüglich reiche Erbin geheirathet. Allein ein ungeregelter Hang zu sinnlichen Genüssen, verbunden mit unerhörter Prachtliebe, machten jene Naturanlagen unwirksam, und diese Gunstbezeugungen des Glückes beschleunigten nur sein Unglück. Sein Haus, seine Wagen und Pferde, seine Kleider und die Livreen seiner Bedienten übertrafen durch ihre Pracht und Zierlichkeit alles Aehnliche in London, und erforderten einen Aufwand, wozu seine beträchtlichen Einkünfte nicht hinreichten, so daß er sich nach wenigen Jahren mit einer Schuldenlast von 120,000 Pfund Sterling beladen sah. Aber nicht blos der Schuldenstand, auch das Leben ward ihm zur Last; die Genüsse und Wohllüste desselben hatten ihn so abgestumpft, daß er in einem Alter von 35 Jahren auf den Gedanken kam, sich dem Tode in die Arme zu werfen. Verzweifelnd an seinem fernern Lebensglücke — ging er in ein bekanntes Hurenhaus, ließ vier feile Dirnen zu sich kommen, und brachte verschiedene Stunden, wie es schien, ergötzlich in ihrer Gesellschaft zu. Um Mitternacht bat er die gefälligen Weibspersonen, sich zu entfernen; und zwei Minuten hierauf zog er ein Pistol, das er den ganzen Tag bei sich getragen hatte, aus der Tasche, und erschoß sich, ohne die Antwort auf den Brief abzuwarten, den er kurz vorher an seinen Vater geschrieben, und worin er ihm seine ganze Lage entdeckt hatte. In derselben Nacht kam der unglückliche Vater in London an, um die Schulden

des verschwendnerischen, ausschweifenden Sohnes zu bezahlen. (Dr. Herbst's Exempelbuch.)

e. Der bestrafte Duellant. Die Strafe für geführte Duelle bleibt selten aus. — Nachdem der Ritter von Sen . . siegreich aus siebzehn Zweikämpfen gegangen war, und sich dadurch den Ruf des Heldenmuthes erworben hatte, sah er sich Tag und Nacht verfolgt von den blutigen Schatten seiner Nebenbuhler, und das Wehklagen von siebzehn trauernden Familien, welche einen Sohn, einen Gatten, einen Bruder, einen Freund von ihm zurückforderten, verwirrten seine Einbildungskraft. Von Gewissensängsten umhergetrieben — beschloß er, sich in die Einsamkeit zu begeben, und das Kloster La Trappe öffnete ihm seine stillen Zellen. Als aber die Revolution die frommen Klosterbrüder aus den Mauern trieb, wurde auch der unglückliche Ritter in die Welt zurückgeschleudert, und seine bisherige Reue machte nun der Verzweiflung Platz, welcher er dadurch zu entrinnen suchte, daß er sich den Tod gab. Dieß geschah im Boulogner Hölzchen im Jahre 1791. (Dr. Herbst.)

f. Der Unmensch und sein Hund. Ein Mensch wollte seinen Hund ertränken; nachdem er lange mit dem Hunde, der sich nicht wollte in's Wasser werfen lassen, gekämpft hatte, schlug er das arme Thier unbarmherzig, und stürzte dabei unversehens selbst ins Wasser hinein. Als der Hund seinen grausamen Herrn im Wasser sah, sprang er ihm sogleich nach, und zog ihn mit vieler Mühe ans Ufer. Das Thier schien hierüber höchst erfreut, und leckte schmeichelnd an den Kleidern des Herrn. Allein, was thut der Unmensch? Er ergreift, nachdem er sich von seinem Schrecken erholt, wieder den Hund, seinen Lebensretter, und wirft ihn ins Wasser hinein. Das edle Thier, wahrscheinlich durch die Schläge und durch die Rettung seines Herrn zu sehr abgemattet und schwach — konnte sich jetzt nicht mehr durch Schwimmen retten und ging unter.

(Beisp. des Gut. S. 12.)

g. Komming, der bestrafte Thierquäler. — Komming, eines Bauern Sohn, zeigte schon in seiner Kindheit ein sehr grausames Herz. Er machte sich die größte Freude daraus, unschuldige Thiere zu martern und zu quälen. Wenn er einen jungen Sperling in seine Gewalt bekam, so marterte er ihn langsam zu Tode. Wo er einen Käfer

sah, fing er ihn, und riß ihm die Flügel aus. Würmer, Fliegen und andere dergleichen Thierchen zu zerhacken, zu zerschneiden und zu tödten, war seine größte Lust. Er führte beständig Steine bei sich, womit er die Thiere angriff, die er auf der Strasse erblickte. Wo er ging, da hörte man gewöhnlich auch Hunde heulen, die er mit Steinen verwundet hatte. Konnte er eine Katze in seine Gewalt bekommen, so war sie glücklich, wenn sie weiter nichts als ihren Schweif und ihre Ohren in den Händen des kleinen Henkers verlor; denn gewöhnlich goß er ein Gefäß voll kochenden Wassers über sie, oder hackte ihr zwei Füße ab. Er zerstörte alle Vogelnester unter den Dächern und in den Gebüschen. Die jungen Vögelein, die eben erst ihr Leben von dem Schöpfer bekommen hatten, wurden unter tausend Martern dem Tode übergeben, und konnte er die Alten in seine Hände bekommen, so mußten sie auch sterben. Er hatte von seinen Lehrern oft die wichtigen Worte gehört: daß kein Sperling auf die Erde fällt, ohne Gottes Willen, und doch führte er beständig den grausamsten Krieg gegen diese Geschöpfe Gottes. Sein Herz fühlte kein Erbarmen bei den Schmerzen der armen Thierchen. Wenn sie unter seinen Händen mit dem Tode rangen — wenn die Vögelchen, die er lebendig rupfte oder spieste, recht erbärmlich zappelten — wenn die Hunde oder Katzen recht kläglich schrien — das Alles machte ihm die größte Freude und erfüllte sein Herz mit höllischem Entzücken. Diese Grausamkeit beging der unmenschliche Komming bis in sein dreißigstes Jahr, zwar nicht mehr so häufig, wie in seiner Kindheit, weil er nicht mehr so viel Zeit und Gelegenheit dazu hatte; doch war sein Herz noch ebenso grausam, wie vorher, uud fand noch immer seine Lust und Freude an der Qual der armen Thiere.

Einst war er in einem Bräuhause und ließ seinen Hut in einen Bierkessel fallen. Er wollte ihn mit der Kelle wieder fangen, verlor aber das Gleichgewicht und stürzte hinein. Er hielt sich mit den Händen oben fest, so daß nur seine Beine in das heiße Bier kamen. Er schrie um Hilfe und wurde herausgezogen, hatte aber beide Beine verbrannt und mußte nach Hause getragen werden. Hier lag er nun und fühlte unbeschreibliche große Schmerzen; alle Nachbarn hörten das Gebrüll, das ihm seine Qualen auspreßten. Auf einmal bemerkte man an ihm, daß er sehr nachzudenkeu schien, und

nachdem er eine halbe Stunde etwas stiller zugebracht hatte, verlangte er den Zuspruch eines Geistlichen, der auch sogleich geholt wurde. Als dieser angekommen war, fing Komming im Tone der größten Verzweiflung an und sagte: „Herr, ich habe Sünden begangen, die ich nie wieder gut machen kann. So viele tausend Thiere habe ich zu todt gemartert, ohne auch nur das geringste Mitleiden zu empfinden. Jetzt fühle ich es an meinem eigenen Körper, welch ein Wütherich ich gewesen bin. Ach! rathen Sie, Herr! rathen Sie mir, wie ich alle Grausamkeiten wieder ersetzen soll. Wäre ich ein Dieb, ein Ehrenschänder, oder ein Mordbrenner gewesen, so könnte ich vielleicht den verursachten Schaden wieder gut machen. Aber wo soll ich auch nur ein Leben von so vielen Tausenden wieder herholen? Welchen Ersatz soll ich den Leichnamen so vieler ermordeten Thiere geben, die weiter kein Glück auf der Welt zu erwarten hatten, als die Freude, zu leben? Ach! wo soll ich mich hinwenden? Zu Gott kann ich nicht, denn ich bin ein Rebell gegen ihn gewesen; ich zerstörte die Werke, die seine Allmacht und Weisheit so schön geschaffen hat; ich führte Krieg mit seinen Geschöpfen — ich mishandelte sie, da sie mich doch nicht beleidigt hatten — ich zerfleischte sie, ohne daß mir ihr Tod den geringsten Nutzen brachte. Ach! unzählig sind die Leichen derselben, die vielleicht jetzt noch ihres Lebens sich freuen könnten, wenn ich nicht so grausam gewesen wäre.“ — Der Geistliche ließ den Unglücklichen noch eine Zeit lang in dieser Angst, und stellte ihm vor, daß der boshafte Mord auch deßwegen besonders strafbar sey, weil ein Thier weiter nichts zu gewarten hat, als dieses kurze Leben, und die wenigen Freuden, die es in dieser Welt genießt. Unter diesem Gespräche bemerkte der Geistliche, daß Kommings Beine ganz schwarz waren. Es wurde ein Arzt herbeigeholt, und dieser versicherte, daß die Beine in Zeit von einer halben Stunde abgenommen werden müßten, wenn der Patient nicht am kalten Brande sterben wollte. Wirklich wurden ihm die Beine abgenommen. — Nun stieg seine Verzweiflung noch höher. Es fiel ihm ein, wie viele Thiere er muthwilliger Weise um eben diese Gliedmassen gebracht hatte, die er nun selbst einbüßen mußte. — „Ach! rief er,“ wie manchem Käfer, wie manchem Vogel riß ich seine Beine ab, ohne zu bedenken, daß er über solche Schmerzen wehklagen müßte, wie ich jetzt fühle! Wie man-

ches Thier, das ich mit heißem Wasser begoß, mußte die Qualen fühlen, die ich jetzt selbst empfinde!" So schrie Komming unaufhörlich. Er war beinahe rasend, und würde sich vielleicht in der Verzweiflung getödtet haben, wenn ihn der Geistliche nicht einigermassen getröstet hätte. — Er ward wieder gesund und lebte als Krüppel noch fünf und zwanzig Jahre zum warnenden Beispiele für Andere; und jedem Knaben, der zu ihm kam, hielt er eine Predigt über die Barmherzigkeit gegen die Thiere. (Jansa's Predigten).

h. Das beseitigte Aergerniß, oder: der christliche Bilderstürmer. — Ausserordentlich viel Unheil für Seele und Leib wird angerichtet durch schlechte Bücher und durch schlechte Bilder. Wehe dem, der hiedurch Aergerniß gibt! Es ist darum eine besondere Pflicht für jeden Christen, nach Kräften zur Beseitigung solcher Aergernisse beizutragen.

Am 17. Januar 1843 ging ein zierlich gekleideter junger Mann durch eine der volkreichsten und schönsten Strassen von Paris, und blieb vor dem Laden eines Bilderhändlers, in welchem die anstössigsten und schamlosesten Bilder ausgestellt waren, stehen. Der Bilderhändler war von Frau und Kindern umgeben in seiner Schreibstube. — Der junge Mann trat ein, ließ sich mehrere zusammengehörende Parthien von Gypsfiguren zeigen, welche von dem Kunsthändler in's vortheilhafteste Licht gestellt und als Kunstwerk sehr gepriesen wurden. Der junge Mann ließ dann eine Figur hervorheben, welche alle übrigen an Unzüchtigkeit übertraf. Der Kunsthändler hielt sie ihm entgegen und lobte die Kunst des Verfertigers. Der junge Mann ließ sich den Preis dieser Figur sagen, der sehr hoch kam, zog dann, ohne zu handeln, seine Börse hervor, zählte das Geld hin und zerschlug die Figur auf dem Boden der Schreibstube in tausend Stücke, indem er zu dem Kunsthändler sagte: „Verzeihen Sie mein Herr! Ich muß mit meiner Mutter und Schwester hier an Ihrem Laden wieder vorbeikommen, und würde nichts in der Welt so hoch anschlagen, als wenn diese beiden Frauenzimmer ihre züchtigen Augen an dieser abscheulichen Figur verletzen würden!" — Dieser junge Mann soll einer ausgezeichneten Familie angehören und einer der ausgezeichnetsten jungen Gelehrten seyn. — Wie aber, wenn nicht etwa nur leblose Figuren, sondern freche Menschen selbst durch schamlose Klei-

dung oder Geberden das geschämige und züchtige Auge der Tugend ärgern? wenn Eltern in unbegreiflicher Verblendung und Thorheit ihre Kinder sogar dahin führen, wo Frechheit und Schamlosigkeit entweder roh oder unter dem Titel einer Sitte und Mode dem jugendlichen Auge begegnen?

(Aehrenlese.)

Das VI. Gebot Gottes.

a. **Gottes Abscheu vor dem Laster der Unkeuschheit.** Im Leben der Altväter wird erzählt, daß ein gewisser Einsiedler, als er eines Tages durch eine besondere göttliche Gnade von einem Engel begleitet ward, auf dem Wege einen todten stinkenden Hund antraf. Der Engel gab indessen gar kein Mißfallen an diesem Gestanke zu erkennen. Bald darauf begegneten sie einem geputzten Jünglinge, der von Wohlgerüchen duftete, und deßungeachtet gab gerade jetzt der Engel sein Unbehagen zu erkennen. Als ihn darauf der Einsiedler um die Ursache befragte, so antwortete er ihm, daß dieser Jüngling um des Lasters der Unzucht willen, dem er ergeben sei, vor Gott und seinen Heiligen einen weit übleren Geruch verbreitet habe, als jener todte Hund. — So sehr verabscheut Gott das Laster der Unzucht! (S. Alph. Liguor. Catechet. pag. 116.)

b. **Die Folgen der Unkeuschheit für den Leib, oder: Kaiser Galerius.** Der Kaiser Galerius war im Jahre 310 von einer scheußlichen Krankheit, die durch Unzucht herbeigeführt wurde, befallen, welche alle Kunst der Aerzte vereitelte. Jeder Heilversuch vermehrte nur das Uebel. Der Oberleib des Kranken schrumpfte wie verdorren zusammen, indessen von den Hüften bis zu den Füßen alles entsetzlich aufschwoll. Ein nicht zu stillender Blutfluß, Geschwüre, deren Gestank den ganzen Palast erfüllte, — aller Ertödtung ungeachtet immer neu hervorwimmelndes Gewürm machten ihn zugleich zum Gegenstande des Mitleids und des Abscheu's.

(Euseb. hist. eccl. l. 8. c. 16.)

c. **Die Folgen der Unkeuschheit für den Leib, oder: Kaiser Justin.** Kaiser Justin hatte einen durch Ausschweifung geschwächten Körper, so daß die völlig abgestumpften Organe dem Geist den Dienst versagten. Ueber-

dieß verschloß ihn ein grausam quälendes Podagra, das ihn des Gebrauches seiner Füße beraubte, oft mehrere Wochen in sein Gemach. Jeder geistigen wie körperlichen Beschäftigung durchaus unfähig, bejammerte er nun, aber leider zu spät, den Verlurst seiner in schändlichen Lüsten vergeudeten Kräfte. Des darüber tief gefühlten Grams erste Folge war eine öftere Geistesabwesenheit, die bald einen periodischen Wahnsinn herbeiführte, der bisweilen sogar in eine Art von stiller Raserei überging. (Stolb. R. G. B. 20.)

d. **Die Folgen der Unkeuschheit für die Seele, oder: der Verstockte.** Ein spanischer Edelmann, welcher Sklave des unreinen Geistes geworden war, wurde tödtlich krank. Vergebens versuchte man ihn zu bewegen, seine Flecken in dem heilsamen Wasser der Buße abzuwaschen. Schon der Name Beicht war ihm unerträglich. Der heil. Franz von Borgia, welcher damals in Spanien war, und von dieser Verstocktheit hörte, warf sich vor ein Kruzifix und bat mit Thränen in den Augen seinen Heiland, eine Seele, welche er mit dem Preise seines Blutes erkauft hatte, nicht zu Grunde gehen zu lassen. Und wunderbar! Er hörte eine Stimme, welche zu ihm sagte: „Gehe, Franziskus! suche diesen Kranken auf und ermahne ihn zur Buße!" Der Heilige ging hin; aber der Versuch war umsonst. — Der Kranke, schon in den Armen des Todes, wollte von der Beicht nichts hören. Der heil. Franz entfernte sich nun; abermals vor dem gekreuzigten Heilande sich niederwerfend — beschwor er ihn bei seinem Blute und seinem Tode, diese verhärtete Seele zu erweichen. Die nemliche Stimme ließ sich noch einmal hören, und sprach zu ihm: „Geh noch einmal zu dem Kranken und nimm dein Kruzifix mit! Er müßte nur ganz vorsätzlich entschlossen sein, sich zu Grunde zu richten, wenn er sich beim Anblicke eines Gottes, der ihn bis zum Tode, und zwar bis zum Kreuzestode geliebt hat, nicht bekehren sollte." — Ach, mein Heiland! wie erbarmungsvoll du bist, einem Sünder, der in Verbrechen und Lastern grau geworden, Vergebung anzubieten! Ach Sünder! wie verstockt bist du, wenn du den liebenswürdigen Einladungen Gottes nicht willfährst! Der Sünder weigerte sich dennoch nachzugeben. Der heil. Franz zeigte ihm sein Kruzifix, welches auf einmal durch ein Wunder von Wunden ganz zerfleischt und mit Blut bedeckt erschien; vergebliches Bestreben der Gnade! Der

Heilige wendete die ganze Kraft seines Eifers und seiner christlichen Liebe an; er drang in ihn und beschwor ihn bei den Wunden des gekreuzigten Jesus und bei dem Blute, womit er ihn bedeckt sah, doch mit seiner Seele Mitleid zu haben. Der Sterbende blieb aber unempfindlicher, als die Felsen, welche sich spalteten, als das Blut auf dem Calvarienberge floß, und starb, Gott lästernd und seinen Schöpfer verläugnend. Kann man sich etwas Betrübteres und Schrecklicheres denken? — Diese Geschichte ist aus dem Protokolle der Heiligsprechung des heil. Franz von Borgia gezogen.

(Mehler's Beisp.)

e. Der Müssiggang, die erste Veranlassung zur Unkeuschheit. Der große König David, der Mann nach dem Herzen Gottes glaubte, es würde nichts Unrechtes sein, wenn er sich nach vielen Regierungsgeschäften einige Stunden Muße gönne. Nach dem Essen begab er sich deshalb auf die Altane seines Palastes und schaute müssig umher. Was geschah? Sein Blick fiel auf eine badende Frau; die Sinnlichkeit entbrannte, und David wurde ein Ehebrecher. Er war nur einige Minuten müssig, und schon fiel er durch den Müssiggang in eine furchtbare Sünde gegen das sechste Gebot. Ach! wie wird's nun erst mit jenen großen Müssiggängern werden, die Tag und Nacht unthätig herumschwärmen, und als unnütze Pflastertreter nur auf Unheil und Verderben sinnen. (Mehlers Beisp.)

f. Die Unmässigkeit, die zweite Veranlassung zur Unkeuschheit. Wie nachtheilig für die Keuschheit ein unordentliches und schwelgerisches Leben wirke, und in welchen Abgrund des Verderbens diese dem jugendlichen Alter vielfältig anklebende Lebensart hinführe, zeigt nicht bald etwas so auffallend und auf eine so traurige und schreckliche Weise, wie das, was zu den Zeiten des h. Augustin einem Jünglinge in Afrika begegnete. Dieser nannte sich Cyrillus. Er war dem Wein äusserst ergeben, und brachte den größten Theil des Tages mit liederlichen Gesellen seines Gleichen im Wirthshause zu. Als er eines Tages sich ganz der Unmässigkeit seiner Leidenschaft überließ, kam er ganz betrunken nach Hause, und aufgereizt und betäubt vom Weine — trieb er seine schändliche und viehische Begierde so weit, daß er sich nicht scheute, selbst eine seiner Schwestern anzufallen, die sich aber lieber mit einem Dolche wollte durchstechen lassen,

als in ein so abscheuliches Laster einwilligen. Da sie ohne Zweifel sehr laut geschrien hatte, so lief auf diesen Lärm der erschrockene Vater hinzu, worauf der Sohn noch wüthender ward, und seine Hände mit dem Blute desjenigen befleckte, der ihm das Leben gegeben hatte; er tödtete ihn und durchstach noch eine seiner Schwestern, welche ihren Vater vertheidigen und ihn aus den Händen dieses unwürdigen Sohnes, oder vielmehr dieses Ungeheuers befreien wollte.— Welche Laster, welche Ausschweifung und welche Abscheulichkeit in einem einzigen Menschen und an einem einzigen Tage! Der h. Augustin erfuhr bald diese schreckliche Begebenheit; und obgleich er an diesem Tage schon zweimal gepprediget hatte, so versammelte er doch auf der Stelle das Volk zum drittenmale und bestieg mit weinenden Augen und vielen Seufzern die Canzel, um seinen Zuhörern die Abscheulichkeiten vorzustellen, welche dieser Sohn so eben begangen hatte, der unwürdig gewesen wäre, jemals das Licht zu erblicken. Bei Erzählung dieser Geschichte brach die ganze Versammlung in lauten Jammer und klägliche Seufzer aus; man konnte nicht begreifen, wie ein Mensch seine Bosheit bis zu so vielen und so abscheulichen Vergehungen treiben konnte. Man fürchtete, daß die rächenden Donnerkeile des Himmels über eine Stadt losbrechen möchten, welche ein solches Ungeheuer hervorgebracht habe. Der h. Augustin benützte die Gelegenheit, um zu zeigen, zu welchen Ausschweifungen die unglückliche Leidenschaft der Unmässigkeit führen könne. Seine Thränen und Seufzer drückten mehr aus, als seine Worte und Reden.

(Aus den Schriften des h. Augustin.)

g. Der verderbliche Blick, die dritte Veranlassung zur Unkeuschheit. Der ehrwürdige Pater Segneri erzählt in seinem „wohlunterrichteten Christen" (P. I. 24), daß eine Frauensperson, die mit einem Jünglinge in einem unerlaubten Verhältnisse gestanden, als sie dem Tode schon nahe war, einen Beichtvater kommen ließ, bei dem sie unter vielen Thränen eine Generalbeicht ablegte. Hierauf ließ sie jenen Jüngling in der guten Absicht zu sich kommen, ihn zu bereden, daß er auch ihrem Beispiele folgen und Gott dienen möge. Was geschah indeß? Nachdem der Jüngling gekommen war, blickte die Unglückliche ihn an, worauf sie neuerdings von der Leidenschaft aufgeregt, zu ihm sprach: O

mein Geliebter! ich habe dich immer geliebt, aber jetzt liebe ich dich heftiger als jemals. Ich erkenne freilich, daß ich um deinetwillen mich in die Hölle stürze; aber um meiner Liebe willen zu dir liegt mir nichts daran, ob ich auch ewig verdammt werde. Indem sie dieses aussprach, gab sie ihren Geist auf. (Mehlers Beisp.)

h. **Die schlechte Gesellschaft, die vierte Veranlassung zur Unkeuschheit, oder: die Apricosen.** Ein Portugiese hatte einen einzigen Sohn, in dessen schönem Leibe eine schöne Seele wohnte. Wer den Knaben kannte, liebte ihn. Mehr als Alle liebte ihn sein Vater; allein so groß dessen Liebe war, so war sie doch weise. Der Vater bemerkte mit Schmerzen, daß sein Sohn mit Genossen umgehe, die mit ihm gleiches Alter, aber nicht gleiche Reinheit der Sitten hatten, und fürchtete desto mehr für ihn, je argloser seine Unschuld war. Er ermahnte ihn deßhalb väterlich, die Gespielen zu meiden, deren Sitten nicht ganz rein wären, und deren er ihm mehrere nannte. Der Sohn hörte den warnenden Vater voll Ehrfurcht an; doch sprach er: „Fürchte du nichts, wo nichts zu fürchten ist! Und sollte etwas an ihnen nicht ganz unverdorben sein, so hoffe ich es durch meinen Umgang mit ihnen zu verbessern." Der Vater wollte dem Sohne nicht blos befehlen, sondern ihn auch belehren, und versuchte dieß durch eine schuldlose List. Er füllte ein artiges Kistchen mit den schönsten Apricosen, die von Gold und Purpur glänzten, wie der erwachende Tag; allein unter die edlen Früchte mischte er einige, an denen leichte Spuren die nahende Fäulniß verriethen. Dann rief er dem Sohne und sprach: „Nimm das hin als einen kleinen Beweis meiner Liebe." Der Sohn nahm das Geschenk mit Dank und Freude, und zählte und besah die schönen Früchte; doch plötzlich rief er wehmüthig: „Ach, mein Vater! warum hast du faule Früchte unter die guten gemischt?" — „Klage nicht, mein Sohn!" sprach der Vater, — „die reinen werden den verdorbenen ihre Unverdorbenheit mittheilen!" „Vielmehr, mein Vater! erwiederte der Sohn, — werden die verdorbenen auch die reinen anstecken." — Fürchte nichts mein Sohn!" — sagte der Vater, — „oder gedulde dich mir zu Liebe, und laß uns den Erfolg abwarten!" — Der Sohn merkte, was der Vater vorhatte, und ließ es, obschon mit Wehmuth, geschehen. Das Kistchen wurde geschlossen,

und der Vater nahm den Schlüssel zur Verwahrung. Voll Kummer und Ungeduld bat der Sohn oft und flehend den Vater, ihm zu erlauben, daß er nachsehe, in welchem Zustande die schönen Früchte sich befänden. — „Warum quälst du dich mit so ängstlicher Furcht?“ — sprach der Vater. „Gedulde dich noch, bis ich dir deine Bitte gewähren kann!“ Endlich kam der ersehnte Tag. Der Knabe erhielt den Schlüssel, das Kistchen öffnete sich; aber welche Veränderung! Verschwunden war das Gold und der Purpur der lieblichen Frucht, hin der balsamische Duft; alle Apricosen waren faul und verbreiteten einen üblen Geruch. Mit Thränen in den Augen rief der Sohn: „Das wußte ich wohl, mein Vater! und sagte es dir voraus; aber ach du hörtest mich nicht.“ — Der Vater antwortete: „Betrübe dich nicht, mein Sohn! über diesen Verlust! er ist es nicht werth. Du klagst, daß die Früchte verderben; aber du achtetest nicht darauf, als ich dich ermahnte, die Gespielen zu meiden, die auch dein Herz anstecken konnten, weil das ihre nicht mehr unverdorben ist! Du betrübest dich über den Verlust der schönen Apricosen; doch dieser Verlust ist nur gering, und ich kann ihn dir leicht wieder ersetzen. Allein, würde dein schuldloses Herz, das meine Freude und mein Glück ausmacht, verderben, was würde aus deinem armen Vater werden? Was könnte diesen Verlust ihm ersetzen?“ Nun erkannte es der Knabe klar, wie leicht böse Gesellschaft gute Sitten verderbe; er erkannte es, daß die guten Genossen den Bösen nicht gut, sondern immer die Bösen den Guten böse machen.

(Mehlers Beisp.)

i. Fünfte Veranlassung zur Unkeuschheit. Die Gefahr bei nächtlichen Zusammenkünften, oder: der Einsiedler Abraham und seine Base Maria. Selbst ganz unschuldige oder doch wenigsteus unschuldig scheinende Zusammenkünfte zu Zweien sind nicht ohne Gefahr. Selbst was im Geiste angefangen hat, kann im Fleische enden. Einen traurigen Beweis hievon liefert uns unter vielen andern die Base des heiligen Einsiedlers Abraham. Dieses Mädchen, Maria mit Namen, verlor schon mit sieben Jahren ihre Eltern. Man führte sie zu dem heiligen Abraham, ihres Vaters Bruder, auf daß er für ihre Erziehung sorgen solle. Abraham ließ ihr eine kleine Zelle, hart an der seinigen, bauen, und unterrichtete sie durch ein Fenster, das zwischen

beiden Wohnungen angebracht war. Er flößte ihr einen solchen Geschmack an der Tugend ein, daß sie bis in ihr zwanzigstes Jahr in der Buße und in großer Heiligkeit lebte. Aber — der Teufel legte ihr einen Fallstrick. Ein junger Einsiedler, der ein Freund Abrahams war, und ihn oft besuchte, nahm daher Gelegenheit, mit Maria durch das Fenster zu sprechen. Von Seite Mariens war Alles unschuldig, und auch der junge Einsiedler schien wenigstens Anfangs nur in der Absicht sich mit ihr zu unterreden, um die gottseligen Reden, die ihm Maria gab, zu benützen. Nach mehreren Unterredungen, von denen sie nichts Uebles vermuthete, gab er endlich die Leidenschaft an den Tag, die er gegen sie gefaßt hatte. Maria widerstand ihm muthig ein ganzes Jahr. Aber — das war nicht genug; sie hätte ihrem Vater die Gefahr entdecken sollen, worin sie sich mit diesem jungen Heuchler befand; denn der unselige Mensch überredete sie endlich, und — sie ließ sich verführen. — Kaum war die Sünde begangen, so glühte Maria vor Scham und fühlte die entsetzlichsten Gewissensbisse. Keinen Augenblick konnte sie mehr ruhen; immer schwebte ihr der verübte Frevel vor Augen, und sie zerfloß in Thränen. „O ich Unglückselige!" rief sie, „was habe ich gethan? In einem Augenblicke habe ich die Frucht so langer Buße und so vieler guten Werke verloren! Ach! was ist aus mir geworden! Die Gnade meines Gottes ist dahin; meine Seele ist gestorben; ich, ich habe sie getödtet!.... Was wird mein Vater in Christo denken? wo werde ich mich vor seinen Augen verbergen?".. — Jetzt verläßt sie ihren Aufenthalt; und voll Verzweiflung, jemals mehr von Gott Verzeihung zu erlangen, kommt sie in eine Stadt und überläßt sich allen Ausschweifungen. — Stellet euch indeß die Unruhe und den Kummer des h. Abraham vor, da er Maria, sein Pflegekind, nicht mehr sah! Er suchte, er betete, er fragte nach. Endlich nach zwei Jahren des Betens und Weinens erfuhr er ihren Aufenthaltsort. Er verkleidete sich in einen Edelmann, stieg zu Pferde, und machte sich auf den Weg, sein verirrtes Schäflein aufzusuchen. Er kam in das Haus, wo Maria wohnte, und verlangte mit ihr zu reden. Maria erschien sogleich ohne ihren Vetter zu kennen; er aber erkannte sie nur zu wohl, und als er sie in der Kleidung einer öffentlichen Maske vor sich stehen sah, da durchdrang der heftigste Schmerz das Innerste seiner Seele.

Er erhob sein Gemüth zu Gott, daß er ihm in diesen Umständen schickliche Worte in den Mund legen wolle, und — nachdem er sein Angesicht enthüllt hatte, sprach er zu ihr: „Ich bin es, meine Base! Wohlan! Maria! kennst du mich? Was ist aus dir geworden, mein Kind! seitdem du mich verlassen hast? Was ist aus dem Mörder geworden, der deine Seele so grausam getödtet hat?“ Maria stand vor Scham wie versteinert da; sie konnte weder reden, noch ihre Augen erheben, und sank beinahe in Ohnmacht. Wie, mein Kind! fuhr der heilige Mann fort, du siehst mich nicht einmal an? Hast du mich schon ganz vergessen? Fasse Muth! ich bin nicht gekommen, dir bittere Vorwürfe zu machen, sondern dich vom Untergange zu retten. Guten Muth, meine Base! ich nehme deine Laster auf mich. Gott wird sich deiner erbarmen und dir verzeihen!“... Maria, noch immer betäubt und sprachlos, brach in einen Strom von Thränen aus. Ihr Vetter fuhr fort: „Wie, du setzest ein Mißtrauen in die göttliche Barmherzigkeit? Weißt du nicht, daß Gott verzeihen kann, und alle Tage mehrere und größere Sünden verzeiht, als du begangen hast! Kehre zu deinem Gott zurück, armes Kind! Er reicht dir die Hand. Erbarme dich meiner! Sieh, welche Mühe und Sorge ich deinetwegen auf mich genommen habe! Geh, mein Kind! laß den Muth nicht sinken! Wir wollen wieder miteinander in unsere Zelle kehren und darin Gott dienen!“ — Maria antwortete ihm: „Wie, giebt es noch eine Rettung für mich? Und du getrautest dir gut zu stehen, daß sich Gott eines solchen Ungeheuers, wie ich bin, noch erbarmen werde?“ Jetzt warf sie sich zu seinen Füßen, bat ihn um Verzeihung, und nachdem sie allen schändlichen Verdienst zurückgelassen hatte, kehrte sie mit ihm in die Einöde zurück. Hier legte sie nun ein rauhes Bußkleid an, und übte sich in unablässigen Strengheiten. Sie beweinte ihre Sünden mit so lebhaftem Schmerz und so inbrünstiger Liebe Gottes, daß Alle, die sie hörten, in Thränen zerflossen, und die lauesten Christen dadurch wieder in Eifer entbrannten. Der h. Abraham lebte noch zehn Jahre; Maria starb fünf Jahre nach ihrem Vetter. Gott legte durch Wunder, die nach ihrem Tode geschahen, an den Tag, daß er ihr Barmherzigkeit habe angedeihen lassen. — Ihr Jünglinge und Mädchen! meidet sorgfältig alle Zusammenkünfte, besonders nächtliche Zusammenkünfte, wo Personen beiderlei Geschlechts

sich einfinden! Nie, in gar keinem Falle, begebet euch in solche — ohne Begleitung einiger eurer Verwandten, die verständig, klug, betagt, erfahren sind, und euch nie aus dem Auge verlieren!... Ihr habet gesehen, wie selbst ein Einsiedler fiel und ein heiliges Mädchen verführte! Solltest du, christlicher Jüngling! so tugendhaft, wie ein Einsiedler, — solltest du, christliche Jungfrau! so bußfertig, wie eine Heilige sein, ihr würdet dennoch durch solche Zusammenkünfte eure Seele beflecken. (Zwickenpflug's Christenlehren.)

k. Der Tanz, die sechste Veranlassung zur Unkeuschheit, oder: der Tanzboden des bösen Feindes Sammelplatz. Was für eine gefährliche Sache das Tanzen sei, zeigt folgende Geschichte, welche Tertullian uns erzählt, und von der er sagt, daß sie zu seiner Zeit sich zugetragen habe: Ein Weib, berichtet er, das sehr vorwitzig und in seinem Betragen lustig und leichtsinnig war, fand sich, um den Drang dieser ihrer Fehler zu befriedigen, öfter sowohl bei Tänzen als bei öffentlichen Schauspielen ein, wohin die Christen zu selbiger Zeit sich nie zu begeben pflegten. Auf einmal wurde sie aber vom Teufel besessen. Die Priester, welche man zu Hilfe gerufen hatte, stellten den bösen Geist durch ihre Beschwörungen zu Rede, warum er sich erkühnt hätte, eine Christin anzufallen; worauf dann dieser antwortete: „Ich hatte ja das Recht dazu; denn ich habe sie auf meinem Grund und Boden und innerhalb der Grenzen meines Eigenthums gefunden.“ Lerne aus dieser Geschichte, daß der Teufel in dieser Art von Versammlungen mit größerer Gewalt herrscht! Hier läßt er seine gefährlichsten Kunstgriffe spielen, um die Ehrbarkeit zu schwächen, und über die Keuschheit zu siegen. „Halte dich ferne von den Orten, wo sich die Sünder versammeln,“ sagt der heilige Geist, „und nimm nicht Theil an ihrer Thorheit, auf daß du nicht zugleich mit ihnen zu Grunde gehst! denn sie und die ihnen folgen und ihre Thaten billigen, sind des Todes schuldig.“ (Mehlers Beisp.)

l. Anstößige Bücher, die siebente Veranlassung zur Unkeuschheit, oder: die unglückliche Euphrosina. Eine vornehme Frau und Mutter zweier Söhne und einer Tochter vernachlässigte es, über die Bücher, welche ihre Kinder lasen, sorgfältig zu wachen und erlebte die traurigsten Erfahrungen davon an den Kindern. Der ältere Sohn brachte seine Jugendjahre in der Furcht Gottes

zu, und trat in ein Kloster. Ihre Tochter Euphrosina blieb sittsam und eingezogen bis in ihr siebzehntes Jahr. Sie hatte das Unglück, die Freundin einer Fräulein zu werden, die alle Bücher ohne Unterschied in die Hände nehmen und lesen durfte, welche sie nun auch der Euphrosina mittheilte. Es waren oft sittenlose, über alles Heilige spottende, alles Schamgefühl verletzende Schriften, die aber reitzend und angenehm unterhaltend geschrieben waren. Bald war das Herz der guten Euphrosina dadurch verdorben; sie zeigte sich eitel und hoffärtig, verlor ihre Gottesfurcht und legte alles Gefühl der Schamhaftigkeit ab. Die Mutter suchte und erkannte nicht sogleich die Ursache dieser Veränderung bei ihrer Tochter. Bei offener Thüre kam ihr jüngerer Bruder von vierzehn Jahren in ihr Zimmer, und las in einem auf dem Tische liegenden Buche. Das Gelesene kam ihm befremdend vor, und er lief mit dem Buche zur Mutter. Im ersten Augenblicke erkannte sie das Buch und rief aus: ach, welch ein gottloses Buch, das meine Tochter verführt hat! O mein Sohn, vergiß und verabscheue, was du darin gelesen, und hüte dich immer vor solchen Büchern! Der Satan redet aus diesen Blättern! Besser für dich ist, wenn du Gift nimmst, als daß du Herz und Verstand durch solche Bücher verderbest! Euphrosina trat so eben herein, und die Mutter sagte zu ihr: „Sind dieß deine geistlichen Bücher, liebe Tochter, die du liest?“ Euphrosina antwortete: Liebe Mutter, gib mir das Buch, daß ich es wieder zurückstellen kann!“ „Nein, sagte die Mutter, „weder dir, noch mir ist es erlaubt, ein böses Buch zu behalten oder zurückzugeben. Lieber wollte ich mein Haus in Flammen sehen! Unglückliches Kind, dieses Buch hat dich verführt und wird noch viele Andere verführen! — Euphrosina hatte noch mehrere solche Bücher, sie brachte sie ihrem geistlichen Bruder mit der Bitte, selbe aufzubewahren. Dieser las diese Bücher aus Vorwitz, und sie raubten ihm seinen Glauben und seine Seligkeit. Er lebte bisher fromm und gottselig in seiner stillen Zelle; durch das Lesen dieser Schriften verschwand seine Andacht und sein Eifer, und alle Freude am Gebete; er verließ sogar sein Kloster und schwur in Genf seiner Kirche ab. Euphrosina überließ sich einem sündhaften Leben und allen Arten von Ausschweifungen, bis sie von einer abscheulichen Krankheit heimgesucht wurde. Ein junger Mensch, der ihr öfter

verführerische Bücher gegeben, besuchte sie noch einige Stunden vor ihrem Tode. „Ach", rief sie aus, „wenn ich mein Leben bedenke, schaudert mir! Meine Religion und die Wahrheiten meines Glaubens habe ich verspottet, und für Unsinn und Thorheit gehalten. Nun bin ich in schrecklicher Unruhe, und fürchterlich erscheint mir meine nahe Zukunft! Ich erblicke sie jetzt mit andern Augen, und wünsche ein anderes Leben geführt zu haben!" Allein die Stimme des erwachenden Gewissens brachte sie nicht zur aufrichtigen Buße vor Gott; sie folgte dem mächtigen Zuge der Gnade nicht, und starb in ihrer Sünde und Unbußfertigkeit des unglückseligsten Todes. Dieser junge Mensch aber, der sie so unglücklich enden sah, bekehrte sich von seinen Ausschweifungen und that Buße. — Lernen wir hierin, daß schlechte Bücher die Ursache des Unglaubens, der Gottlosigkeit und Sittenlosigkeit sind, und wachen wir sorgfältig über die Untergebenen, daß sie vor diesem tödtenden Gifte bewahrt bleiben.

(Büschl's christl. Unterw.)

Das VII. Gebot Gottes.

a. Lasse jedem das Seinige, oder der Mann mit dem Sack voll Erde. Ein reicher Mann brachte eine arme Wittwe um ihren einzigen Acker, um damit seinen Garten zu vergrößern. Als er am andern Tage auf dem Acker einherging, kam die arme Wittwe mit einem leeren Kornsacke, und sprach zu ihm mit weinenden Augen: „Ich bitte euch, lasset mich von meinem väterlichen Erbtheil nur so viel Erde nehmen, als in diesen Sack hineingeht!" Der Reiche sagte: „Diese thörichte Bitte will ich euch wohl gewähren."

Die Wittwe füllte den Sack mit Erde und sprach dann: „Nun habe ich noch eine Bitte: Seid so gut und hebet mir den Sack auf die Schulter!" Der Reiche, der das Arbeiten nicht gewohnt war, wollte lange nicht daran. Allein die Wittwe ließ mit Flehen und Bitten nicht nach, bis er endlich einwilligte. Als er aber den Sack aufheben wollte, rief er seufzend: „Es ist unmöglich, er ist mir zu schwer!" Jetzt sprach die Wittwe mit großem Nachdrucke: „da euch dieser Sack voll Erde schon zu schwer ist, wie wird erst der ganze

Acker, den tausend solche Säcke nicht fassen können — Euch in der Ewigkeit drücken!"

Der Mann erschrack über diese Rede und gab ihr den Acker zurück. „Ich sehe es nun wohl ein," sagte er:

„Unrechtes Gut ist eine Bürde,
Die ewig mich beschweren würde!"

b. Gib Jedem das Seinige, oder: der h. Eligius, der Spiegel der Handwerker. Der heilige Eligius, ein geschickter Goldarbeiter, wurde von Clotar II., Könige der Franken, beauftragt, ihm einen Thron zu verfertigen, an welchem die Kunst mit dem Golde und den Edelsteinen um die Wette streiten sollte. Er erhielt das nöthige Material, (nemlich Gold und Edelsteine) im Ueberfluß, und brachte bald seine Aufgabe zur vollen Zufriedenheit des Königs zu Stande. Man forderte keine etwaigen Ueberbleibsel von dem Golde oder den Edelsteinen von ihm zurück; allein der h. Mann war zu gewissenhaft, aus der Unkenntniß des Königs und seines Hofes für sich einen Nutzen zu ziehen. Er übergab dem Könige bald hernach einen zweiten Thron, der eben so künstlich gearbeitet und reich verziert, wie der erste war, und sagte zu dem erstaunten Könige, daß er diesen von dem Golde, das übrig geblieben, und dem Reste der Edelsteine verfertigt hätte. — Wohl ein schöner Spiegel für die Handwerker. (Ber. Berc. K. G. B. 9.)

c. Sei treu im Kleinen wie im Großen, oder: Paschalis, der gewissenhafte Viehhüter. Der h. Paschalis Baylon, dessen Andenken am 17. May gefeiert wird, hütete in seinen jüngern Jahren das Vieh, welches theils seinem Vater, theils auch anderen Leuten gehörte. Die vielen freien Stunden, welche ihm bei diesem Geschäfte übrig blieben, verwendete er auf Erlernung des Lesens und Schreibens und zum Gebete; dabei aber war er sorgfältigst darauf bedacht, daß die Thiere, die er hütete, nicht auf fremdem Felde an den Pflanzungen Schaden verursachten. Wenn dann doch ein Stück gegen seinen Willen etwa zur Nachtzeit hie und da auf fremde bebaute Grundstücke gerathen war, und auch nur wenige Augenblicke darauf verweilte, so schätzte er den Schaden und ersetzte Alles aus seinem geringen Lohne, den er für das Hüten fremden Viehes erhielt. Leichtsinnige Menschen machten sich über seine Gewissenhaftigkeit lustig, nannten ihn

einen Thoren und stellten ihm vor, daß es Niemand so genau nehme, daß man da viel zu ersetzen hätte, wenn man es so machen wollte, wie er u. s. w.

Paschalis aber ließ sich nicht irre machen. Er pflegte zu entgegnen: „Christus sagt: Im andern Leben ist ein Gefängniß, aus welchem man nicht mehr herauskommt, bis man den letzten Heller bezahlt hat. Wenn es der Herr so genau nimmt, so können wir nie zu gewissenhaft sein. Sei es, daß Andere sich nichts daraus machen! Ich will meine Seele retten und mir keine Verantwortung zuziehen.“

Einmal gerieth seine Heerde auf den Acker eines Nachbarn, auf welchem die Saamen schon in Halme geschossen waren, und fing an, selbe abzuweiden. Paschalis beobachtete dies zwar bald, doch hatte, bis er herbeigeeilt war, das Vieh schon ein Stückchen des Ackers abgeweidet. Als er dieses sah, that es ihm sehr leid, besonders auch deßhalb, weil er nicht wußte, wem der Acker gehöre. Während andere noch viel gleichgültiger sind bei solchem angerichteten Schaden, wenn sie nicht wissen, wem das beschädigte Feld gehört, ruhte er dagegen nicht und ging traurig umher, bis er den Eigenthümer desselben erfuhr. Er wollte dessen Namen aufzeichnen, hatte aber zum Unglück sein Schreibzeug nicht bei sich. Er behalf sich daher, so gut er konnte, mit einem dünnen Hölzchen, welches er in das Blut eines Schäfchens eintauchte, das sich verwundet hatte. Dann zeigte er sich selbst an, wegen des zugefügten Schadens und ließ denselben schätzen. — Die Schätzleute gaben an, der Schaden möge sich etwa auf einen Metzen Getreide belaufen; doch werde man bei künftigem Schnitt erst eigentlich finden, wie viel Schaden angerichtet worden sei.

Die Aerntezeit kam, und Paschalis gab genau Acht auf den beschädigten Acker. Da zeigte sich aber zu Aller Verwunderung, daß auf dem ganzen Felde kein Platz mehr Frucht gebracht habe, als derjenige, wo die Heerde des Paschalis einigen Schaden zugefügt hatte. Darin wollte man einen offenbaren Beweis des göttlichen Wohlgefallens finden, das Gott an der Gewissenhaftigkeit dieses christlichen Jünglings hatte.

Zur Aerntezeit trug er beständig eine Sichel bei sich, mit welcher er sich zu den Schnittern gesellte, und ihnen so emsig in der Arbeit beistand, als wenn er um Lohn dazu ge-

dungen wäre. Er begehrte aber nicht das Mindeste dafür, und nahm auch nichts an, wenn man ihm seine Arbeit bezahlen wollte, sondern sagte nur: er wolle dadurch einen Ersatz leisten, wenn etwa seine Heerde möchte einen Schaden auf ihren Aeckern gemacht haben.

Solche Gewissenhaftigkeit bereitete ihn vor zu immer größeren Gnaden. Er stieg von Tugend zu Tugend, und es bewahrheitete sich an ihm der Ausspruch Jesu Christi: „Wer treu ist im Kleinen, der ist es auch im Großen.“

(Aehrenlese.)

d. „Um die Hälfte gefallen, oder: der gestrafte Wucherer. Der heil. Bernardin erzählt uns folgende Geschichte: „Vor mehreren Jahren war zu Rimini in Italien eine Theurung ausgebrochen. Alles trauerte, da der Getreidpreis immer höher stieg, nur Einer freute sich dessen, nämlich ein elender Wucherer, der eine Menge Getreide aufgehäuft hatte. Obwohl der Preis schon eine enorme Höhe erreicht, so wollte er doch noch nichts von seinem Vorrathe hergeben, es sollte noch theurer werden. Um aber den beständigen Anfragen und Bitten der bedrängten Einwohner zu entgehen, begab er sich auf sein Landgut hinaus. Doch täglich stellte er sich an die Straße, die vorüberführte, und fragte neugierig die aus der Stadt herkommenden Leute, wie hoch der Preis des Getreides stehe. Wenn nun diese traurig antworteten, daß der Preis immer im Steigen sei, so heuchelte er tiefes Bedauern, innerlich aber lachte ihm das Herz. — Da geschah es aber, daß zwei reiche Menschenfreunde eine große Menge Getreides in Apulien zusammengekauft hatten, und es nach Rimini bringen ließen, um der Noth abzuhelfen. Nun fiel der Preis an einem Tage um die Hälfte herab. Der Wucherer, der an eben diesem Tage im Sinne hatte, in die Stadt zu gehen, um nun die Noth seiner Mitmenschen sich zu Nutzen zu machen, stellte sich zuvor noch an die Straße, um den Getreidpreis zu erfahren, ward aber nicht gar angenehm überrascht, als er eine Menge Leute — jubelnd und singend — ihre mit Getreidsäcken schwer bepackten Esel vor sich hertreiben sah. Nichts Gutes ahnend, fragte er mit zitternder Stimme, wie es mit dem Preise stehe? „Alleluja! riefen die Gefragten; heute ist der Preis um die Hälfte gefallen.“ — Der Wucherer stand wie versteinert da; nach einigen Minuten murmelte er nur: „Um die Hälfte

gefallen!" — Er ging nun in die Stadt; Bekannte grüßten ihn, erhielten aber keine andere Antwort als: „Um die Hälfte gefallen!" — Als er in sein Haus trat, kamen ihm Frau und Kinder entgegen, und hießen ihn freundlichst willkommen; er aber sprach nur: „Um die Hälfte gefallen." — Er legte sich zu Bette, die Frau, erschrocken über sein blasses Aussehen und den stieren Blick, ließ eiligst den Arzt rufen, dieser aber brachte nichts Anderes aus dem Patienten heraus, als immer und allezeit dieselben Worte: „Um die Hälfte gefallen!" Man holte einen Priester, der ihn zur Buße und Beichte ermahnte, aber die Antwort war: „Um die Hälfte gefallen!" Sein Zustand verschlimmerte sich immer mehr, bis er nach kurzer Zeit mit den Worten verschied: „Um die Hälfte gefallen!" (S. Bernard. tom. 4. serm. 26.)

e. Die böse Leidenschaft, oder: der Dieb läßt das Stehlen nicht. Die Sünde des Diebstahls hat eine ganz besonders verderbliche Folge in ihrer Gesellschaft, nämlich: die böse Gewohnheit. Nicht leicht wird derjenige über dieses Laster siegen, über welchen dieses Laster gesiegt hat. Denn schon das Sprichwort sagt: „Ein Dieb läßt das Stehlen nicht." Nachfolgende Begebenheit liefert uns einen deutlichen Beweis hiefür. Ein Bauer schnitt aus Barmherzigkeit den Strick ab, an dem ein Dieb gehangen, und nahm diesen zu sich auf den Wagen, damit er sich erholen möchte. Kaum hatte der so Gerettete sich ein wenig erholt, so sprang er vom Wagen, dankte und ging weiter. Unterdessen spähete er aus, wo der Bauer mit seinen Pferden Einkehr nähme. Er ging nun heimlich in den Stall und nahm dem, der ihn vom Tode errettet hatte, die beiden Pferde. Man kam ihm aber bald auf die Spur, ergriff ihn, und er war zum zweitenmale gerichtet und getödtet. „Der Dieb läßt das Stehlen nicht." Und es erprobt sich, was die Wahrheit spricht: „Wer Sünde thut, ist ein Knecht der Sünde," er ist von ihr gefangen genommen; seiner Freiheit beraubt — muß er ihren Willen thun, wofür sie ihn dann mit dem Tode bestraft; „denn der Sünde Sold ist der Tod." Stehlen wird gar bald zur unbezwingbaren Gewohnheit, die den Menschen zu Grunde richtet. (Dr. Haid.)

Wie sehr, o Mensch! solltest du nicht diese Sünde verabscheuen, da sie den Menschen zum Auswürflinge der Menschheit macht und ihn des Himmels beraubt! Mit Recht ruft

der h. Augustin Allen, welche unrechtes Gut an sich reissen und des Diebstahles sich schuldig machen, zu: „Was hast du gewonnen, was verloren? Was du gewonnen hast, heißt Gold; was du verloren hast, heißt Glaube oder vielmehr Gott. Vergleiche einmal den Glauben oder Gott mit dem Golde! Du denkst an deinen Gewinn; denkst du aber auch an deinen Verlust?" (Mehlers Beisp.)

f. Stelle zurück, was du gefunden, oder: der redliche Finder. Der heilige Augustin erzählt in einer seiner Predigten Folgendes: „Als ich in Mailand war, fand ein sehr armer Mann einen kleinen Sack mit 200 theils Gold- theils Silberstücken. Er erinnerte sich des göttlichen Gebotes, das ihm die Verbindlichkeit auflegte, zurückzustellen, was er gefunden. Er kannte aber den Eigenthümer nicht. Er schrieb daher auf einen Zettel folgende Anzeige, die er öffentlich anheftete: „Wer Gold in einem Sacke vor Kurzem verloren, melde sich bei N. N. wohnhaft da und da." — Es trug sich nun gerade zu, daß jener, der diesen Verlust erlitten hatte, traurig, und in allen Ecken suchend diesen Zettel las, und zu dem armen Manne kam. Dieser stellte an ihn kluger Weise mehrere Fragen über die Gestalt und das Siegel des Sackes, und die Gattung und Zahl der Geldstücke; denn er fürchtete sich betrogen zu werden, und sie einem Menschen zu geben, dem sie nicht gehörten. Da aber die Fragen alle genau und übereinstimmend beantwortet wurden, so stellte der Finder den Geldsack dem Eigenthümer zu. Dieser war voll Freude und Dankbarkeit, und bot dem redlichen Manne 20 Geldstücke an! allein der Finder weigerte sich, etwas anzunehmen. Der Eigenthümer drang in ihn, wenigstens 10 Stücke anzunehmen, allein vergebens. Da bat er ihn, wenigstens 5 Stücke nicht zu verschmähen; aber auch diese wurden abgelehnt. Zuletzt war der Eigenthümer ganz betrübt, warf den Sack unwillig hin und sprach: „Weil Ihr nichts von mir annehmen wollt, so erkläre ich Euch, daß ich nichts verloren habe, und Ihr könnt den ganzen Sack behalten." Durch diese Erklärung ließ sich endlich der Finder bewegen, das Geschenk anzunehmen; allein er theilte es sogleich unter die Aermern aus, und behielt nichts für sich. Welch ein Edelmuth, welch' eine Uneigennützigkeit! — Darum meine Brüder! (so schließt der h. Augustin) habt ihr was gefunden,

so stellet es zurück; denn wenn ihr es nicht zurückstellet, so ist es eben so viel, als wenn ihr es gestohlen hättet."
(S. August. serm. 178.)

g. Zurückerstattung fremden Gutes, oder: Pontius von Lavaze. Pontius von Lavaze, ein Edelmann in Aragonien, der lange Zeit wegen seiner Räubereien der Schrecken der Nachbarn gewesen, bestimmte nach seiner Bekehrung und öffentlichen Buße einen Tag zur Wiedererstattung alles zugefügten Unrechtes. Zu diesem Ende begab er sich nach Peguerolles, und ließ bekannt machen, alle Jene, die von ihm Entschädigung zu fordern hätten, sollten sich daselbst einfinden. Er warf sich Anfangs einem Jeden aus ihnen zu Füßen, und bat um Verzeihung; dann gab er ihnen Alles, was sie durch ihn verloren hatten, selbst in gleicher Gattung zurück, als Geld, Eßwaaren, Vieh und allerlei Früchte. Natürlich waren Alle über die Wiedererstattung solcher Sachen, die sie schon lange als für immer verloren aufgegeben hatten, sehr zufrieden, und kehrten heiter und fröhlich nach Hause. — Pontius selbst aber, nachdem er diese Pflichten der Gerechtigkeit erfüllt hatte, theilte sein übriges Vermögen unter die Armen aus, machte noch einige Wahlfahrten, und begab sich dann in eine Einöde, um daselbst ein Büßerleben zu führen.
(Ber. Berc. K. G. B. 11.)

h. Wiedererstattung ist selten, oder: der ausgezankte Teufel. Eine der häufigsten Sünden gegen das siebente Gebot ist die Vernachlässigung der Wiedererstattung. „Es gibt nur Wenige," sagt der hl. Alphons von Liguori, „die das fremde Gut zurückerstatten, wie dieß die Erfahrung lehrt. Ach! wie viele Diebstähle geschehen alle Tage, und wie wenige Rückerstattungen werden geleistet! Das Sprichwort sagt, daß gekochtes Fleisch nicht wieder in's Schlachthaus zurückkommt." — Verme erzählt in seinem Unterrichte, daß einmal ein alter Einsiedler den Lucifer auf einem Thron erblickte, vor dem ein Teufel stand, der so eben von der Erde zurückkam. Auf die Frage Lucifers, warum er so spät zurückkomme, antwortete der Teufel: er habe gewartet, um einen Dieb zu versuchen, daß er die Zurückerstattung unterlasse. Da sprach Lucifer: „O du Einfältiger! weißt du denn nicht, daß, wer fremdes Gut genommen hat, es ohnehin nicht mehr zurückzugeben pflegt? Wie hast du auch so viele Zeit unnütz

verlieren können? Wahrlich! du verdientest eine Züchtigung!" — Lucifer hat Recht; und warum? weil gekochtes Fleisch nicht mehr in's Schlachthaus zurückkehrt!"

(Des h. Alph. Liguori Katechet. S. 141.)

Das VIII. Gebot Gottes.

a) Sage stets die Wahrheit, oder: Der wahrheitsliebende Galeerensklave. Liebe zur Wahrheit ist durchweg schön und edel, besonders aber ist dieß der Fall, wenn man selbst auch begangene Fehler offenherzig eingesteht. Schon der heidnische Schriftsteller Xenophon schreibt in dieser Beziehung: „Jene, die sich vergangen haben, erhalten nicht leicht Vergebung, wenn sie bei der Untersuchung als Lügner befunden werden. Hingegen verzeiht man denen weit eher, die offenherzig ihre Fehler gestehen, wenn sie zur Verantwortung gezogen werden. Denn man hofft mit Recht, daß sie sich künftig vor ähnlichen Fehlern hüten werden. Wer aber seine Fehler abzuläugnen gewohnt ist, der kann der größte Bösewicht werden, weil er, in der Hoffnung, seine schlechten Handlungen verbergen, oder, wenn sie entdeckt werden, sie abläugnen zu können, sich Alles erlaubt."

Ein Prinz ging einmal auf ein Galeerenschiff, um die Gefangenen zu sehen, die auf demselben wegen ihrer Verbrechen, an Ketten geschmiedet, arbeiteten. Es jammerte ihn, als er so viele Menschen erblickte, die nur halb mit elenden Lumpen bekleidet waren und Tag und Nacht das schwere Ruder führen mußten. Er nahm sich also vor, wenigstens Einem davon die Freiheit zu schenken. Vorher wollte er aber untersuchen, welcher unter ihnen diese Wohlthat am meisten verdiene. Deßwegen fragte er Einen nach dem Andern, warum er hier wäre? Da ging nun das Lamentiren und Klagen an. Jeder sagte, er wäre ein ehrlicher, unschuldiger Mensch; böse Leute hätten ihn bei der Obrigkeit verläumdet, und so wäre er auf eine ungerechte Art hieher gebracht worden. Jeder bat, der Prinz möchte sich doch seiner erbarmen und ihm die Freiheit schenken. Endlich kam der Prinz auch zu einem zerlumpten jungen Menschen und fragte ihn: „Was hast denn du gethan, daß man dich hieher gebracht hat?" — „Gnädiger Herr!" ant-

wortete er, „ich bin ein abscheulich gottloser Mensch. Ich habe meinem Vater und meiner Mutter nicht gehorchen wollen, bin ihnen davon gelaufen, habe ein liederliches Leben geführt, habe gestohlen und die Leute betrogen; ja! ich müßte ein paar Stunden Zeit haben, wenn ich alle die bösen Streiche erzählen wollte, die ich mein Leben lang begangen habe. Gerne will ich meine Strafe leiden; denn ich weiß, daß ich sie verdient habe." Der Prinz wußte wohl, daß sie alle ihre Strafe verdient hatten. Aber von diesem Letztern hatte er die beste Hoffnung, daß er sich bessern würde, weil er sein Verbrechen so offen bekannte. Deßwegen sagte er lächelnd: „Wie kommt denn ein so abscheulicher Mensch unter diese ehrlichen Leute? Geschwind nehmet ihm die Ketten ab und jaget ihn fort, damit er nicht etwa diese ehrlichen Leute auch verführe!" Sogleich wurde er von seinen Banden erlöst und in Freiheit gesetzt; dir Andern aber, die sich für unschuldig gehalten hatten, mußten auf der Galeere bleiben.

(Mehlers Beispiele.)

b) Sage stets die Wahrheit, oder: Präsident Washington. Als der berühmte Präsident der nordamerikanischen Freistaaten, Washington, sechs Jahre alt war, erhielt er ein kleines Beil zum Geschenke, mit dem er Alles, was ihm in den Weg kam, behackte, und endlich auch einen großen englischen Kirschbaum so von der Schale entblößte, daß man voraussehen konnte, er werde eingehen. Als sein Vater am nächsten Morgen diesen Lieblingsbaum in diesem Zustande erblickte, fragte er erzürnt, wer das gethan habe, und meinte, er wollte lieber fünf Guineen (beiläufig 60 Gulden) verloren haben; aber Niemand konnte ihm den Thäter nennen. Endlich kam der kleine Georg mit seinem Beile in die Gegend, und der Vater ahnte sogleich den Schuldigen. „Georg!" sagte er, „weißt du nicht, wer mir den schönen Kirschbaum da verdorben hat?" Der Knabe zögerte einen Augenblick und antwortete dann edelmüthig: „Ich kann nicht lügen, Vater! du weißt, ich kann nicht lügen; ich habe mit dem Beile davon gehackt." — „Komm in meine Arme, mein Sohn!" antwortete der alte Washington, „den Schaden, den du mir an dem Kirschbaume angerichtet, hast du mir jetzt tausendfach bezahlt; denn eine solche Offenherzigkeit ist mehr werth, als tausend Kirschbäume, und wären sie auch alle mit Früchten beladen." — Es hat

sich mehrmals, auch in dem spätern Leben des berühmten Mannes bestätigt, daß er nicht lügen konnte.

(Jugendbibliothek.)

c) Treue in Haltung des gegebenen Wortes, oder: Friedrich der Schöne von Oesterreich. Zur schönen Tugend der Wahrhaftigkeit gehört insbesondere auch die treue Haltung und Erfüllung des gegebenen Wortes. An nachahmungswürdigen Beispielen fehlt es nicht.

Ludwig von Bayern und Friedrich von Oesterreich stritten sich um die deutsche Kaiserkrone, zu welcher beide von einem Theile der Churfürsten gewählt worden waren. Ersterer besiegte seinen Gegner in einer Schlacht, nahm ihn gefangen und sperrte ihn auf der Burg Trausnitz ein. — Im dritten Jahre seiner Gefangenschaft wurde ihm die Freiheit angeboten unter der Bedingung, daß er der Kaiserkrone entsage, und seine Brüder dahin bewege, sich dem Kaiser Ludwig zu unterwerfen und ihm wider seine Feinde beizustehen. Sollte er aber diese Bedingung nicht erfüllen können, so müsse er wieder in die Gefangenschaft zurückkehren. Friedrich gab sein Ehrenwort und wurde am 13. März 1325 seiner Haft entlassen. — Redlich that der unglückliche Friedrich, was in seinen Kräften stand, zur Erfüllung seines Versprechens. Aber Leopold, der Glorreiche, die Blume der Ritterschaft, widersetzte sich jenen Bedingungen und erklärte, Friedrich sei nicht schuldig, sie zu erfüllen. Da ging Friedrich nach München und stellte sich seinem Feinde wieder als Gefangenen dar. Diese Treue rührte den Bayer dergestalt, daß er ihn mit offenen Armen aufnahm, als seinen Freund bei sich hielt, an Einem Tische mit ihm aß, in Einem Bette mit ihm schlief und sogar das Reich mit ihm theilen wollte.

(Hortig's Kirchengeschichte.)

d) Treue in Haltung des gegebenen Wortes, oder: Das Wort des Edelmannes. Ein junger Bauer in Frankreich, der im Begriffe war, sich zu verheirathen, bekam Befehl, sich als Rekrut bei der Miliz zu stellen. Voll Betrübniß über diesen widrigen Zufall wendete er sich an den Grafen von Mitri, Capitän des Garderegiments von Lothringen, und bat denselben, ihn unter seine Compagnie zu nehmen, mit der Bedingung, nur Ein Jahr unter derselben zu dienen. Damals wurden die Compagnien noch

auf Rechnung der Capitäne unterhalten, und der Graf willigte ein. Nach Verlauf des Jahres erinnerte der junge Mensch den Grafen an sein Versprechen. Dieser war sehr geneigt, es zu halten, und ging zu dem Obersten, um den schriftlichen Abschied von demselben unterzeichnen zu lassen. Der Oberst aber weigerte sich, weil er den jungen Menschen als einen der besten Soldaten im ganzen Regimente kannte und ihn deßwegen ungern entließ. Voll Verzweiflung über diese Weigerung des Obersten war der Soldat schon im Begriffe, davon zu laufen, als der Graf zu dem Obersten in Gegenwart des ganzen, gerade auf der Parade anwesenden Regiments sagte: „Herr Oberst! diesem Menschen habe ich seinen Abschied versprochen. Einem Edelmanne muß nichts heiliger sein, als sein Wort! Ich lege hiemit meine Stelle als Hauptmann nieder und ergreife an seiner Stelle die Flinte, damit Sie ihn losgeben können." Der Oberst, durch den edeln, festen Muth des Grafen gerührt, ertheilte nun dem Soldaten den Abschied. (Beispiele des Guten.)

e) Thue auch keine Nothlüge, oder: Die verweigerte Auslieferung. Der heilige Firmus, Bischof von Tagaste in Afrika, versteckte einen jungen Menschen bei sich, der sich unschuldig die Ungnade des Kaisers zugezogen hatte, und den man suchte, um ihn zu tödten. Der Kaiser erfuhr es, daß ihm Firmus eine Zufluchtsstätte gewährt habe. Deßhalb kamen Gerichtsdiener, die ihn fragten, ob es wahr sei, und verlangten die Auslieferung des jungen Menschen. Der heilige Bischof antwortete ihnen: er könne weder lügen, noch entdecken, den sie suchen. Man fing an, den heiligen Bischof auf alle erdenkliche Weise zu foltern, um von ihm zu erfahren, wo dieser junge Mensch sei. Firmus aber sagte: „Ich weiß zu sterben; aber ich kann nicht reden, um einen Andern in's Verderben zu stürzen." Der Kaiser bewunderte die heldenmüthige Standhaftigkeit des Bischofs und begnadigte den jungen Menschen. (In vita.)

f) Die Scherzlüge, oder: Thomas von Aquin und sein Genosse. Auch nicht einmal im Scherze soll man lügen. Ein Genosse des heiligen Thomas von Aquin sagte einmal zu diesem aus Scherz: „Siehe da, wie die Ochsen fliegen!" Und als der Heilige umhersah, und der Genosse über ihn wegen seiner Leichtgläubigkeit lachte, ver-

wies der heilige Thomas es ihm mit ernster Miene und sprach: „Bruder! man muß leichter glauben, daß Ochsen fliegen, als daß ein Religiose lüge."

g) Thue auch keine Nothlüge, oder: Der heilige Athanasius auf der Flucht. Der Kaiser Julian der Abtrünnige gab insgeheim den Befehl, den heiligen Athanasius, Bischof von Alexandria, zu fangen und zu tödten. Die Soldaten wurden mit entblößten Schwertern durch die ganze Stadt vertheilt, die bischöfliche Kirche in Brand gesteckt, und da man den heiligen Athanasius nicht fand, so wurden eine Menge Leute unter dem Versprechen einer großen Belohnung ausgeschickt, ihn aufzusuchen. Indessen ergriff der Heilige die Flucht, bestieg eine Barke, welche am Ufer des Nil stand, und schiffte den Fluß hinauf. Seine Begleiter riethen ihm, sich ans Land zu begeben, und in der Wüste sich zu verbergen. Der Heilege hingegen ließ in der Stille die Barke umkehren, und nahm seinen Weg nach Alexandrien zurück. Bald begegneten sie einem Schiffe, das mit vollen Segeln dahin flog, um den heiligen Athanasius einzuholen. Dieser verbarg sich in dem Innern der Barke. Seine Verfolger fragten seine Begleiter, ob Athanasius noch weit entfernt sei? Sie antworteten, er sei sehr nahe, und wenn sie eilfertig sein wollten, so würden sie ihn bald erreichen. Pfeilschnell schifften die Verfolger von dannen. So ward der heilige Athanasius durch kluges Verschweigen der Wahrheit und Vermeidung jeder Lüge gerettet. Er kam in die Stadt und blieb daselbst bis zum Tode des Kaisers verborgen. (In vita.)

h) Thue auch keine Nothlüge, oder: Der verkleidete Erzbischof. Der heilige Thomas, Erzbischof von Canterbury, mußte vor dem grausamen Heinrich II., König von England, fliehen, weil er die Freiheit der Kirche gegen seine Unterdrückungen vertheidigte. Es wurden nach allen Seiten Soldaten ausgesandt, die ihn fangen sollten. Er ging zu Fuß als Mönch verkleidet, und ließ sich Bruder Christian nennen. Da er vor Müdigkeit und Entkräftung nicht weiter gehen konnte, so fand man endlich ein Pferd, welches weder Sattel noch Zaum hatte. Seine Gefährten legten Mäntel darauf, und brachten ihn mit genauer Noth auf dasselbe. Bald darauf stieß er auf Soldaten, welche ihn

fragten, ob er der Erzbischof von Canterbury wäre. Er antwortete ihnen lächelnd: „Urtheilet nur selbst, ob dieß das Reisegeräthe eines Erzbischofes sei!“ — So verschwieg er die Wahrheit, die ihm schädlich werden konnte, ohne zu lügen. (Berault-Bercastel's Geschichte der Kirche. 12. Bd. S. 76 und 77.)

i) Der heilige Bischof Antimus von Nikomedien, ein Muster der Wahrheitsliebe. Zur Zeit der Christenverfolgung gab Kaiser Maximian den Befehl, den heiligen Antimus, Bischof von Nikomedien, ins Gefängniß zu werfen. Da geschah es, daß die Soldaten, welche ihn aufsuchten, zufälligerweise in die Wohnung des Heiligen kamen, wo sie etwas zu essen verlangten. Der heilige Antimus erfüllte ihr Begehren und bewirthete sie sehr gut. Sie fragten ihn sodann, wo sie nun den Bischof Antimus finden könnten, worauf der Heilige antwortete: „Ihr sehet ihn vor euch stehen; denn ich selbst bin Antimus.“ Da sprachen die Soldaten voll Dankbarkeit zu dem Heiligen: „Wir wollen dich nicht mit uns fortführen, sondern aussagen, daß wir dich nicht gefunden haben.“ Aber Antimus entgegnete: „Das dürfet ihr durchaus nicht thun, meine Kinder! denn ich will nicht, daß ihr eine Lüge begehet; nein! ich will lieber sterben, als euch dazu rathen.“ Hierauf begleitete er sie zum Kaiser. (Des h. Liguori Katechet. S. 144.)

Von den Geboten der hl. kathol. Kirche.

1. Die gebotenen Feiertage halten, heißt nicht faullenzen, oder: der ungläubige Philosoph und der fromme Christ.

Als einst ein ungläubiger Weltweiser mit Verachtung von den kirchlichen Festtagen und von der Art und Weise ihrer Feier sprach, indem er es für eine Thorheit erklärte, daß man an gewissen Tagen sogar unter einer Sünde verpflichtet sei, sich der Arbeit zu enthalten, da doch der Mensch zur Arbeit geschaffen sei, wie der Vogel zum Fluge, und

derjenige auch nicht essen solle, der nicht arbeite, so antwortete ein frommer Christ, der die kecke Sprache des gelehrten Ungläubigen zu hören Gelegenheit hatte und den Sinn und Geist der kirchlichen Festtagsfeier gar wohl aufgefaßt hatte, mit Ruhe und christlicher Bescheidenheit also: „Dadurch, daß die katholische Kirche gewisse Festtage zu heiligen befiehlt und die Pflicht auferlegt, an solchen Tagen von knechtlicher Arbeit sich zu enthalten, gebietet sie keineswegs zu faullenzen, spazieren zu gehen, den Leib zu pflegen und Vergnügungen nachzulaufen, sondern sie will, daß der Mensch leiblicher Weise ruhe, um sich desto eifriger im Geiste mit seinem Gott und mit dem Heile seiner unsterblichen Seele beschäftigen, die Geheimnisse seines Glaubens lebhaft betrachten zu können und jene nachahmen zu lernen, deren Andenkeu er dankbar an den kirchlichen Festtagen begeht."
(Seb. Schmids vollst. Katechismus 3 Hptst. 44. Unterweisung.)

---

2. Du sollst die gebotenen Feiertage halten, oder: der heil. Johannes, der Almosengeber.

Im Leben des heil. Johannes, des Almosengebers, liest man, daß er sehr gegen das Betragen mancher Christen eiferte, die an Festtagen zu spät in die Kirche kamen, oder vor beendigtem Gottesdienste davon eilten. Auch bemerkte er zu seinem großen Schmerze, wie manche laue Namenchristen vor der Kirche stehen blieben, und die Zeit des öffentlichen Gottesdienstes mit unnützem Geschwätze zubrachten. Da eilte er eines Tages, nachdem das Evangelium gelesen worden, aus der Kirche hinaus und stellte sich mitten unter die Schwätzer. Alle verstummten und staunten über diese unvermuthete Erscheinung des Bischofes. Mit ernster Miene sprach dieser nun: „Ihr wundert euch, mich hier zu sehen. Aber wißt ihr denn nicht, daß der Hirt dort sein müsse, wo seine Schäflein sind, und daß, wenn die Schäflein nicht dem Hirten nachgehen, der Hirt den Schäflein nachgehen müsse?! Also — entweder geht ihr mit in die Kirche, oder ich bleibe hier bei euch und werde hier predigen, da dieß gerade euch am nothwendigsten zu sein scheint!" Ohne Zaudern und voll Beschämung eilten die Lauen in die Kirche hinein, und nachdem der heilige Mann ein Paar Mal noch dieses Mittel

wiederholt hatte, so hörte das Herumstehen und Schwätzen vor der Kirche ganz auf.

(Ex vit. S. Iohann. Eleemos. §. 42.)

---

3. Das Halten der gebotenen Feiertage bringt Segen, oder: der wohlhabende Schuhmacher.

Im Leben desselben Heiligen wird auch erzählt, daß zu Alexandria, wo er Patriarch war, zwei Schuhmacher neben einander wohnten, von denen der eine, obwohl er eine große Familie und auch noch seine betagten Aeltern zu erhalten hatte, doch im Wohlstande sich befand, der andere aber, obgleich er für sich allein war und selbst an Sonn- und Festtagen arbeitete, nur kümmerlich sich fortbrachte. Letzterer fing endlich an, seinen Nachbar um dessen Wohlstand zu beneiden, und konnte sich nicht enthalten, ihn eines Tages ziemlich unfreundlich also anzureden: „Aber wie kommt es denn, daß ich, der ich das Handwerk eben so gut, wo nicht besser, als du verstehe, und selbst an Feiertagen mir selten eine Ruhe gönne, mir kaum das Nothwendigste verdiene, während du so viele Köpfe unterhalten mußt, und nie an Feiertagen arbeitest, aber dabei doch von Tag zu Tag deinen Wohlstand wachsen siehst?" — Gelassen und in christlicher Freundschaft erwiderte der Gefragte: „Ei, lieber Nachbar! das Handwerk allein trägt mir nicht so viel ein; ich habe aber einen geheimen Schatz, von dem ich alle Sonn- und Festtage etwas erhebe, und wenn du willst, so führe ich dich zu meinem Schatze hin, und will redlich mit dir theilen." Das Anerbieten wurde mit Freuden angenommen, und der bedrängte Schuhmacher konnte kaum den Tag erwarten, an dem er sollte den geheimen Schatz kennen lernen. Am nächsten Feiertage holte ihn nun der Nachbar ab, führte ihn zur Kirche hin und sprach: „Sieh, mein Freund! hier ist mein Schatz; von diesem nehme ich mir alle Sonn- und Festtage meinen Theil nach Hause; dieser Schatz ist der Segen Gottes. Nimm also auch du deinen Theil mit; denn der große Geber da oben hat ja für uns beide genug." — Der überraschte Schuhmacher verstand den weisen Rath, und befolgte ihn auch, indem er von nun an durch gewissenhafte Heiligung der Feiertage sich auch des Segens Gottes würdig zu machen

suchte, und sich auch in seiner Hoffnung eines bessern Fortkommens nicht getäuscht faud. (Ibidem §. 48.)

4. Du sollst die gebotenen Feiertage heiligen, oder: Christoph Columbus.

Ein recht erbauliches und nachahmungswürdiges Beispiel von der treuen Beobachtung des ersten Kirchengebotes gibt uns auch Christoph Columbus, der berühmte Entdecker Amerikas. Nie lichtete er an einem Sonn- oder Festtage die Anker, niemals stach er da in die See. — Auf seiner langen Seefahrt nach Amerika beobachtete er die Sonn- und Festtagsfeier mit der größten Gewissenhaftigkeit und hielt auch seine Schiffleute strenge dazu an. Man beging sie mit der möglichsten Andacht und Sammlung des Geistes, und die Fahrzeuge glichen an solchen Tagen schwimmenden Kirchlein, in denen das Lob des Herrn erscholl. — Möchten alle Christen die Festtage des Herrn und seiner Heiligen auf gleich würdige Weise feiern!

(L. c. pag. 141 et Joan. Rho. lib. 3. cap. 6. N. 1.)

5. Höre recht oft die heilige Messe an, oder: der gewissenhafte Edelmann und der leichtsinnige Bauer.

Der gelehrte Aeneas Sylvius, der später als Papst Pius II. den Stuhl Petri bestieg, erzählt in seinen Schriften von einem Edelmaune aus Istrien, der lange Zeit hindurch auf furchtbare Weise zur Verzweiflung und zum Selbstmorde versucht wurde. Mehr als einmal war er schon im Begriffe, dieser schweren Versuchung völlig zu unterliegen, und er wußte sich weder zu rathen noch zu helfen. Da fügte es sich einstmals, daß er einem eben so gelehrten als frommen Ordensmann seine Noth klagen, und ihn um Rath bitten konnte. Der Diener Gottes tröstete ihn nach seinem besten Vermögen, und rieth ihm, einen Priester in seinem Schlosse zu halten, und täglich der heil. Messe beizuwohnen. Der Edelmann nahm den Rath dankbar an, befolgte ihn mit willigem Herzen, und befand sich dabei überaus wohl, denn ein Jahr lang blieb er von aller Versuchung zum Selbstmorde verschont. —

Nach einem Jahre aber traf es sich, daß sein Schloßcaplan von einem nahen Orte erbeten wurde, daselbst bei einer besonderen Feierlichkeit das Hochamt zu halten, wozu der Edelmann gerne seine Einwilligung ertheilte, zumal er selbst die Absicht hatte, der Feierlichkeit beizuwohnen. — Indessen aber ward er durch ein unvorhergesehenes und dringendes Geschäft abgehalten, dabei zu erscheinen, und zu seinem Entsetzen stellte sich gegen die Mittagsstunde wieder jene alte Versuchung zur tiefsten Schwermuth und Selbstentleibung ein. Eilig bestieg daher der erschreckte Edelmann sein schnellstes Pferd, und ritt davon, um, wo möglich, noch der heil. Messe beiwohnen zu können. Er war noch nicht lange geritten, so begegnete ihm ein Bauer, der auf seine Anfrage ihm antwortete, er reite vergeblich, denn der Gottesdienst sei schon vorüber. Der Edelmann fing nun an, sein Unglück zu verwünschen, und rief im schmerzlichsten Tone: „Nun ist es aus mit mir, ich bin verloren!" — Da aber der Bauer auf sein Befragen erfuhr, daß er nur darum in so großer Angst sei, weil er keine Messe gehört habe, so sprach er zu ihm: „Dafern ihr Euren Mantel mir zum Geschenke geben wollet, bin ich bereit, die Messe, die ich gehört, so wie auch das Verdienst, das ich etwa dadurch gewonnen, Euch dafür zu überlassen." Der Edelmann warf ihm bereitwilligst den Mantel hin, und ritt gleichwohl noch bis zum nächsten Kirchlein, um daselbst seine Privatandacht zu verrichten. — Aber siehe! bei seiner Rückkehr erblickte er zu seinem großten Entsetzen nahe bei der Stätte, wo der Bauer ihm gegen den Mantel das Verdienst der heil. Messe abgetreten hatte, diesen todt an einem Baume hängen; denn Gott hatte es zugelassen, daß zur Strafe seines Eigennutzes und seiner Geringschätzung gegen daß heil. Meßopfer dieselbe Versuchung zur Selbstentleibung über den Bauer kam, und ihn auch überwältigte. Der Edelmann erneuerte nun den frommen Vorsatz, nie einen Tag vorübergehen zu lassen, ohne die heilige Messe zu hören, und fühlte von jener Stunde an nie mehr den geringsten Anfall der alten Versuchung.

(Aeneas Sylv. de Europa c. 21.)

---

6. Höre recht oft die heil. Messe an, oder: Scheue den weiten Weg zur Kirche nicht!

Ein heiliger Einsiedler, der in einer schaudervollen Einöde lebte, wurde nur von Gott und seinen Engeln gesehen. Er war gezwungen, weit zu gehen, um sich Wasser zu holen. Eines Tages, über die Länge dieses Weges verdrießlich, sagte er zu sich selbst: „Was brauche ich mir diese Mühe zu machen? Ich will meine Wohnung an dieser Quelle aufschlagen." — Er kehrte zurück und sah hinter sich Jemand, der ihm folgte und seine Schritte zählte. Auf seine Frage: „Wer seid ihr?" erhielt er die Antwort: „Ich bin ein Engel des Herrn, und gesandt worden, um deine Schritte zu zählen und dir deine Belohnung zu geben." — Als dieser ehrwürdige Diener Gottes diese Worte vernahm, faßte er wieder Muth und verlegte seine Zelle noch weiter, um seine Verdienste noch zu mehren. — So dürfen also Diejenigen, die in einer beträchtlichen Entfernung von ihrer Kirche wohnen, nach Verhältniß ihres Weges reichliche Gnaden vom Herrn erwarten; je mehr wir für Gott thun, desto mehr haben wir von ihm zu hoffen. Nichts soll uns also von der Erfüllung des Gebotes der Kirche, dem heil. Meßopfer beizuwohnen, abhalten!

(Gebote Gottes und der Kirche. Wien 1838. S. 167.)

---

7. Höre recht oft die heil. Messe an, oder: Der Gang zum Kalkofen.

In dem Leben der heil. Elisabeth, Königin von Portugal, wird folgende Geschichte erzählt.

Elisabeth hatte unter ihren Pagen einen Jüngling, den sie wegen seiner vortrefflichen Sitten, wegen seiner Tugend und genauen Pflichterfüllung vorzüglich schätzte. Ein anderer Page, der den guten Jüngling um die Gunst der hohen Frau heftig beneidete, erfrechte sich, in dem Könige durch die boshaftesten Reden den Verdacht rege zu machen, als lebte die Königin mit dem bevorzugten Jüngling in einem entehrenden Verhältnisse. Da der König selbst sich mehrmals der ehelichen Untreue schuldig gemacht hatte, so fand der Verdacht um so leichter in seinem unlautern Herzen Eingang;

aber was er an sich selbst so verzeihlich gefunden, das erschien ihm an seiner Gattin ein Verbrechen, das schreckliche und augenblickliche Rache erheischte. Er ging, um seinen Racheplan auszuhecken, eben an dem Ufer der Monda spazieren, als er einen brennenden Kalkofen gewahrte. Sogleich war er mit sich im Reinen, winkte den Vorsteher der Kalkbrennerei zu sich, und gab ihm den geheimen Auftrag, denjenigen, der morgen frühe hierher kommen und fragen würde, „ob des Königs Befehl vollzogen sei," ohne Erbarmen in den Kalkofen zu werfen und zu verbrennen. — Bei seiner Zurückkunft ließ dann der König den so unschuldig in Verdacht gekommenen Pagen vor sich rufen und ertheilte ihm den Befehl, daß er morgen frühe zu dem Kalkofen an der Monda hinausgehen und nachfragen sollte, ob des Königs Befehl vollzogen sei. — Der arglose Jüngling trat also am folgenden Morgen ruhig seinen Weg zum Kalkofen an. Unterwegs hörte er aber das hellklingende Glöcklein einer nahen Kapelle das Zeichen zur heil. Messe geben. Der fromme Page kannte den Wunsch und Willen seiner christlichen Königin nur zu gut, als daß er es unterlassen sollte, der heil. Opferfeier beizuwohnen. Er hörte die heil. Messe nach seiner Gewohnheit in erbaulicher Andacht, und da nach der ersten eine zweite begann, so wohnte er auch dieser bis zum Ende bei. — In der Zwischenzeit konnte sein Feind und Verläumder, dem der König von seinem Racheplan Mittheilung gemacht hatte, den Augenblick kaum erwarten, um über den Feuertod des Angeklagten Gewißheit zu erhalten; weßhalb er sich von dem Könige die Erlaubniß erbat, zum Kalkofen eilen und nachfragen zu dürfen. — In der ganz sichern Meinung, daß bereits Alles geschehen sei, eilte er nun zu dem Kalkofen hinaus, und fragte, wie sie den Befehl des Königs vollzogen hätten. Doch — o Schrecken! — man ergriff ihn ohne weiters, und ohngeachtet alles Sträubens und aller Vorstellungen, daß sie an dem Unrechten wären, ward er in den brennenden Ofen geworfen. — Bald darauf erschien der unschuldige Page, und entledigte sich seines Auftrages, worauf ihm der Vorsteher der Brennerei zur Antwort gab, Alles wäre geschehen, wie es der König befohlen. — Der arglose Bote, der so auffallend von einer höhern Hand beschützt war, kehrte nun zur Residenz zurück, und hinterbrachte diese Botschaft dem Könige. Kaum sah

der König aber den Jüngling und hörte die obigen Worte aus seinem Munde, so ward es ihm zur Gewißheit, daß der Ankläger den Feuertod erlitten, und ein kalter Schauder durchlief seinen ganzen Körper. Er staunte über das unerwartete Ereigniß, und erkannte mit zum Himmel gewandtem Blicke den großen Rächer der Bosheit, und den Retter der frommen Unschuld. Von dieser Stunde an war König Dyonis nur darauf bedacht, sich mit Gott zu versöhnen, die Liebe seiner Gemahlin zu verdienen und gegen seine Untergebenen gerecht zu sein. (Kormann's Sybille der Religion. S. 487.)

---

8. Höre recht oft die heil. Messe an, oder: Die eifrigen Besucher des heiligen Meßopfers.

Der heilige Ludwig, König von Frankreich, pflegte täglich zwei, ja! nicht selten drei bis vier heil. Messen zu hören. Als ihm einst zu Ohren kam, daß einige Hofherren es an ihm tadeln, daß er so vielen Messen beiwohne, und dadurch so viele Zeit den Regierungsgeschäften entziehe, da sprach er: „Wie besorgt diese Herren doch sind! Gewiß! wenn ich doppelt so viele Zeit mit Spielen oder Jagdbelustigungen vergeuden würde, so würde keiner von ihnen auch nur ein Wörtchen des Tadels hören lassen.“ (In vita.)

Der edle Thomas Morus unterließ auch als Lordkanzler, wo er doch mit den schwersten Geschäften überhäuft war, niemals, alle Tage vor dem Beginne seiner Arbeiten der heiligen Opferfeier beizuwohnen. Als ihn eines Morgens während der heil. Messe ein Bote zum Könige berief, und den Ruf als sehr dringend darstellte, da antwortete der Lordkanzler: „Nur Geduld! ich muß noch zuvor einem höheren Herrn meine Ehrfurcht bezeugen, und der himmlischen Audienz bis zum Ende beiwohnen.“ — Derselbe hielt es auch als Lordkanzler nicht unter seiner Würde, bisweilen den Altardiener oder Ministranten zu machen; und als man ihm dieß — als für seine hohe Würde ungeziemend — zum Vorwurfe machte, erwiederte er gelassen, „er rechne es sich vielmehr zur größten Ehre an, dem Größten aller Großen einen so kleinen Dienst erweisen zu dürfen.“

(Thom. Stapl. in vit. ejus.)

---

9. Laß dich nicht leicht abhalten, die heil. Messe zu hören, oder: König Ethelred.

Als im Jahre 871 dänische Heereshaufen das östliche England gräulich verwüstet hatten, und sich bereits anschickten, auch in den westlichen Theil des unglücklichen Landes einzubrechen, so stellte sich ihnen der eben so fromme, als tapfere König Ethelred mit einem kleinen, aber muthigen Heere entgegen. — Am Morgen der Schlacht wollte der König noch einer heil. Messe beiwohnen, und sich durch die heil. Communion zum bevorstehenden Kampfe kräftigen. Während der heil. Opferfeier aber wurde ihm eiligst hinterbracht, daß die Feinde bereits in Schlachtordnung anrücken; es sei daher dringend nothwendig, daß er seine Andacht abkürze, und die Truppen augenblicklich in den Kampf führe. Ethelred aber fuhr fort, mit glühender Andacht der heil. Messe beizuwohnen. Bald folgten andere Boten mit der Nachricht, es sei keine Minute mehr zu versäumen, wenn man nicht dem Feinde bedeutende Vortheile überlassen wolle. Allein der König blieb, und schickte die Boten mit der Antwort an die einzelnen Truppenführer ab, er werde nicht eher aufbrechen, als bis er sich mit dem Sieger aller Sieger in der heil. Communion vereiniget, uud seinen Segen erhalten hätte. — Erst als Ethelred communicirt und bis zum Ende der heiligen Opferfeier beigewohnt hatte, erhob er sich voll glühenden Muthes, stellte sich an die Spitze seiner Krieger, und erfocht in wenigen Stunden einen vollständigen Sieg über die Dänen. — Wie beschämend ist das Beispiel dieses Königs für jene, die oft durch die unbedeutendsten Geschäfte sich bemüssigt glauben, der heil. Messe entweder gar nicht beizuwohnen, oder vor deren Ende davon zu eilen.

(Baron. ad ann. 871. n. 102.)

---

10. Du sollst die gebotenen Fasttage halten, oder: Die schlagende Antwort.

Seit dem Ende der Regierung Ludwigs XV. speisete man am Hofe Fleisch und Fastenspeisen an den Enthaltungstagen, wenn eben Jagd war. Ludwig XVI., der Gott fürchtete, ließ diesen Mißbrauch abstellen. Ein alter Hofbeamte meinte

in Hinsicht auf diesen Punkt, daß das, was in den Mund eingehe, die Seele nicht beflecke, und hielt sich deßhalb für befreit von diesem Gebote, „Nein, mein Herr!“ versetzte der König mit Nachdruck, „nicht die Fleischspeisen an sich beschmutzen die Seele und machen die Sünde aus, sondern die Empörung gegen eine rechtmäßige Auctorität und die Uebertretung ihrer ausdrücklichen Vorschrift. Alles kommt deßhalb darauf an, ob Jesus der Kirche die Gewalt gegeben hat, ihren Kindern zu befehlen, und die Vorschrift, ihr zu gehorchen. Der Katechismus sagt es; und wenn Sie das Evangelium lesen, so müssen Sie finden, daß Jesus einmal sagte: „„Wer die Kirche nicht hört, soll betrachtet werden wie ein Heide!““ und ich halte mich daran.“ — Diese schöne Antwort war gewiß eines christlichen Königs würdig.

(Im Leben dieses Königs.)

---

11. Du sollst die gebotenen Fasttage halten, oder: Der Kardinal Osius.

Der Kardinal Stanislaus Osius, einer der größten Bischöfe des sechzehnten Jahrhunderts, der berühmteste Vertheidiger des katholischen Glaubens in Deutschland, welcher das Concil von Trient im Namen Pius IV., dessen Legat er war, eröffnete, und von dem der Kaiser Ferdinand nach einer Unterhaltung mit ihm sagte, daß er einem Manne nicht widerstehen könne, dessen Mund ein Tempel und dessen Zunge ein Orakel des heil. Geistes sei, fastete auf die strengste Weise, sowohl die Fastenzeit hindurch, als auch an allen andern Tagen, an denen die Kirche geboten hat zu fasten. Mehrere seiner Freunde baten ihn, seine Fasten zu mäßigen zur Erhaltung seiner Gesundheit und zum Wohle der Kirche, für die er von so großem Nutzen wäre. Der erleuchtete Kardinal antwortete ihnen: „Ich thue es für mein eigenes Wohlergehen, wenn ich die vierzigtägige Fasten und die übrigen Fasttage der Kirche gut zu halten suche. Meine Absicht ist, lange zu leben; in den Geboten Gottes steht: Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest! Mein Vater ist Gott im Himmel und meine Mutter die Kirche auf Erden. Nun befiehlt mir Gott, mein Vater, zu fasten, und die Kirche, meine Mutter, schreibt mir die Tage

vor, an denen ich fasten soll. Willig gehorche ich beiden. Ich hoffe, daß ich in Rücksicht auf meinen Gehorsam ein ewiges und vollkommen glückseliges Leben erlangen werde.

(Guillois II. Bd. S. 231.)

---

12. Enthaltsamkeit macht gesund.

Schon die Weisen des Heidenthums erkannten dieß; und deßwegen übte Lykurg, dieser weise Gesetzgeber, die Jugend von Sparta in strengem Fasten, in Enthaltung von angenehmen Speisen und Ergötzlichkeiten und erzog dadurch ein ebenso mäßiges und wohlgesittetes, als gesundes und kräftiges Volk. — Der berühmte heidnische Arzt Galenus hielt alle zehn Tage einen Fasttag — bloß um seiner Gesundheit willen. Der noch berühmtere Arzt Hippokrates erreichte ein sehr hohes Alter; und als man ihn um die Ursache hievon fragte, antwortete er: „Ich bin nie ganz satt vom Tische aufgestanden."

Mit Recht konnte daher ein alter, erfahrner und christlich gesinnter Arzt den Ausspruch thun: „Ich praktizire und kurire schon sechzig Jahre; und vergebens habe ich während dieser langen Zeit drei Personen in der Welt gesucht, nämlich: einen Handwerksmann, der sein Handwerk gut versteht, fleißig arbeitet und der dennoch verdorben wäre; zweitens einen Christen, der fleißig und gerne die Predigten anhört und dennoch gottlos wäre; drittens einen Menschen, der gerne fastet und frühzeitig gestorben wäre. Wie der verständige und fleißige Arbeitsmann nicht verderben, und der fleißige Anhörer des göttlichen Wortes nicht gottlos werden kann, so kann auch der Mäßige nicht leicht frühzeitig sterben. Oder betrachten wir einmal die Väter der Wüste! Wer hat strenger gefastet als diese heiligen Einsiedler? Sie aßen nichts, als Wurzeln und Kräuter; sie tranken nichts, als frisches Wasser; und dennoch erreichten sie ein sehr hohes Alter. Der heil. Antonius lebte 105, der heil. Pachomius 110, der heil. Romualdus 120 Jahre. Wer hat strenger gefastet, als der heilige Hieronymus? Und dennoch wurde er 100 Jahre alt, u. s. f. Ein vernünftiges, im christlichen Sinne gehaltenes Fasten macht gesund, kräftig und alt.

(Mehlers Beispiele. Bd. 4. S. 63.)

---

13. Faste ohne Menschenfurcht, oder: Das brave Kind.

In einer ansehnlichen Stadt Frankreichs bereitete sich ein Knabe zur ersten heil. Kommunion vor. Er hatte aber das Unglück, Eltern anzugehören, denen die Pflichten, welche die Religion auferlegt, fremd waren. Sie hatten die Gewohnheit, das ganze Jahr hindurch ohne Unterschied der Tage Fleisch zu essen. Der Knabe klagte sich in der Beicht an, er habe nach ihrem Beispiele das Gebot der Kirche übertreten, worauf ihm der Beichtvater Verhaltungsregeln für die Zukunft an die Hand gab. Die Gelegenheit, denselben nachzukommen, blieb nicht lange aus. Am nächsten Freitage wurden, wie gewöhnlich, Fleischspeisen aufgetragen. Man legt solche dem Knaben vor; er schlägt sie aber sittsam aus. Auf die Frage, warum er denn nicht esse, beruft er sich auf das Gebot der Kirche und äußert den Wunsch, sich für seine Mahlzeit nur mit einem Stück Brod begnügen zu dürfen. Sein Vater, darüber aufgebracht, befiehlt ihm, bis auf den folgenden Tag im Zimmer zu bleiben, und erlaubt ihm nicht einmal das Stück Brod, womit er zufrieden gewesen wäre. Er gehorchte ohne Weiteres, murrte nicht im Mindesten und zeigte durchaus keine üble Laune. Nichtsdestoweniger wollte die Mutter aus Mitleiden ihrem Sohne im Geheim eine Nahrung bringen, machte ihm jedoch dabei über seine Widersetzlichkeit gegen den Willen des Vaters und auch gegen ihren Willen — Vorwürfe. Wie groß war aber ihr Erstaunen, als er ihr sagte: „Hätte mir mein Vater etwas befohlen, das ich thun dürfte, so hätte ich es sogleich gethan; ich habe mich aber nicht aus Widerspenstigkeit zu thun geweigert, was er von mir verlangte. Er hat mir befohlen, hieher zu gehen und bis morgen hier zu bleiben, ohne einige Speise zu mir zu nehmen; hierin kann ich ihm gehorchen, ohne mein Gewissen zu verletzen. Halten Sie es mir also zu gut, wenn ich das, was Sie mir bringen wollen, nicht annehme!" Diese weise und muthige Antwort öffnete der Mutter die Augen. Bestürzt und außer sich geht sie hinaus, um ihren Thränen freien Lauf zu lassen, und berichtet ihrem Manne, was vorgegangen war. Der Vater, selbst gerührt und voll Verwunderung, gesteht, daß sein Sohn besser sei, als er. Er geht zu ihm hin, umarmt ihn zärtlich, verdammt seine eigene Härte und fragt ihn, wer ihm so weisen Rath ge-

geben habe. Nachdem er vernommen hatte, daß dieß sein Beichtvater gethan habe, geht er eiligst zu ihm, um ihm für alle jene Sorgfalt, die er auf seinen Sohn verwendet hatte, zu danken, bittet denselben, ihn unter die Zahl seiner Beichtkinder aufzunehmen, und bekehrt sich. Gleiches that seine Gemahlin. Glückliches Kind, das durch seine ganz christliche Festigkeit im Stande war, Jene von ihren Verirrungen zurückzuführen, die ihm das Beispiel der Tugend hätten geben sollen! (Debussi. S. 210—211.)

---

14. Faste nicht um des Menschenlobes willen.

Ein Jünger des heil. Makarius sprach einst zu ihm: „Als ich noch unter den Brüdern im Kloster lebte, konnte ich ohne Beschwerde lange Zeit fasten, und jede Erfrischung zurückweisen; jetzt aber, da ich fern von den Brüdern in meiner Einsiedelei lebe, meldet sich der Hunger sehr bald und so ungestüm, daß mir das Fasten sehr schwer fällt. Sage mir doch, lieber Vater! woher das kommen mag?“ Makarius antwortete: „Das kommt daher: im Kloster wurde dein Fasten von deinen Mitbrüdern bewundert, und mancher durchreisende Pilger zeigte mit Fingern auf dich; in deiner Einsamkeit aber wird dein Fasten von Niemand bemerkt, und da findet denn deine Eitelkeit keine Nahrung mehr; du wirst nicht mehr mit Menschenlob gesättiget, das dich des Hungers vergessen machte.“

Es ist uns, meine Lieben! sehr nothwendig, daß wir die Warnung Jesu bei der Uebung des Guten wohl zu Herzen nehmen: „Hütet euch, daß ihr euere guten Werke vor den Menschen übet, um von ihnen gesehen zu werden! Sonst werdet ihr bei eurem Vater im Himmel keine Belohnung dafür haben.“ (Münch. S. 262.)

---

15. Was gehört zum rechten Fasten, oder: Der Abt Johannes und der Einsiedler Pesius.

Abt Johannes besuchte die Einsiedler der Wüste, um nachzuforschen, welche Fortschritte sie in der christlichen Vollkommenheit gemacht hatten.

Als er zu dem Einsiedler Pesius kam, der bereits vierzig Jahre in der Wüste zugebracht hatte und gewohnt war, nie vor dem Untergange der Sonne zu essen, sagte dieser, vielleicht nicht ohne Selbstgefälligkeit: „Mich sah die Sonne, die Alles beleuchtet, niemals essen.“ — „Und mich,“ sprach Johannes, „hat sie nie zornig gesehen.“ — Es ist nicht genug, sich auf eine Zeit bloß von Speise zu enthalten, man muß sich allezeit von Allem enthalten, was nicht recht ist. Wer sich den ganzen Tag hindurch von aller Speise enthält, und vom frühen Morgen bis zum späten Abende keine Speise genießt, gibt Beweise von großer Selbstverläugnung; mehr thut aber, wer sich den ganzen Tag hindurch vor allen, auch den geringsten Fehlern, vor jedem unrechten Gedanken und unnützen Worte hütet und sich davon rein bewahrt. — Und in diesem Sinne sollen wir immer fasten, wie wir immer beten sollen. (Blumen der Wüste. S. 106.)

---

16. Habe Acht auf alle Fasttage, oder: des Herrn von Joinville strenge Buße.

Da der Herr von Joinville, Ritterhauptmann von Champagne, bekannt durch seine Frömmigkeit und Redlichkeit, in Aegypten mit dem heiligen Ludwig gefangen genommen war, wurde er beim Sultan, der ihm besondere Aufmerksamkeit schenkte, öfter zu Tische geladen. Hier aß er einstens an einem Freitage, ohne darauf zu merken, Fleischspeisen. Da kam einer von den königlichen Höflingen, der nothwendig mit ihm zu reden hatte, und sprach beim Eintritte in den Speisesaal mit dem Tone der Verwunderung: „Ach, mein Herr von Joinville! bei der Ehre Gottes! was thun sie da?“ — Was thue ich denn Außerordentliches? antwortete ihm Joinville. „Wie?“ versetzte jener, „Sie speisen am Freitage Fleisch?“ Der gute Ritter-Hauptmann, ganz bestürzt, legte sogleich seinen Teller auf die Erde. Der Sultan ließ sich durch einen Dolmetscher über die Ursache aufklären; und da er die Verlegenheit des Joinville bemerkte, sagte er, es würde, obgleich nach seinem Gesetze verboten wäre, am Freitag Fleisch zu essen, Gott es doch nicht übel nehmen, da dieß aus Unachtsamkeit geschehen sei. Dennoch verurtheilte sich Joinville, um sich wegen dieses unfreiwilligen Fehlers zu bestrafen, alle

Freitage der folgenden vierzigtägigen Fasten mit Wasser und Brod zu fasten. — Welcher Glaube! Welcher Gehorsam gegen die Vorschrift der Kirche! Wie sehr sticht ein solches Betragen ab gegen die Unbußfertigkeit und den Ungehorsam einer zahllosen Menge von Christen in unsern Tagen!

(Gebote Gottes und der Kirche. Wien 1838. S. 198.)

---

17. Versage dir auch ein erlaubtes Vergnügen oder:, die Weintraube.

Eines Tages — so erzählt die heilige Sage — klopfte ein Winzer an der verschlossenen Zelle des Makarius. Dieser öffnete das Fensterlein und fragte, was sein Begehren sei? Der Mann erwiederte: „Hier, frommer Vater! bring ich dir eine Traube! Nimm sie, und stärke dich mit der Kraft ihrer Beeren!" — Makarius nahm sie freundlich lächelnd, dankte und segnete ihn. — Als nun der Mann seines Weges fortgegangen war, setzte sich Makarius an den Tisch von Stein und war eben im Begriffe, von der köstlichen Frucht zu essen. — Plötzlich hielt er aber inne und sprach zu sich: „Wie? wohnt nicht in der Binsenzelle neben mir ein greiser Vater, der dieser Stärkung mehr bedarf, als Makarius?" Und alsbald trug er die Traube zum alten Siedler hinüber. — Dieser aber erinnerte sich, nachdem Makarius ihn wieder verlassen, eines kranken Bruders in der andern Zelle, und brachte ihm die Frucht Auch der Kranke wollte sie nicht genießen. So wanderte die Traube durch alle Zellen. Am Abende aber trat der Einsiedler, zu dem sie zuletzt gekommen war, in die Zelle des Makarius. Wie der Fromme dieß sah, floßen die Thränen der Rührung und Freude über den Geist der Abtödtuug unter seinen Brüdern häufig auf seinen Silberbart, und — auch er wollte die Traube nicht essen.

(Heil. Sage 1. Bd. S. 21).

---

18. Versage dir auch ein erlaubtes Vergnügen, oder: Abt Hellenus vor den Honigtafeln.

Abt Hellenus kam an einem alten hohlen Baume vorbei, in dem sich Bienen angebaut hatten. Der Honig verbreitete

lieblichen Wohlgeruch umher, und den guten Abt wandelte große Lust an, den Honig zu verkosten. — Schon machte er Anstalt, einige Honigtafeln auszubrechen, als er plötzlich inne hielt und rief: „Weiche von mir, Begierlichkeit!“ — „Aber, lieber Vater!“ sprach der Jüngling, der ihn begleitete, „sollte es denn etwas Unrechtes sein, Honig zu essen?“ „Nein!“ sprach der Abt, es ist nichts Unrechtes; allein es wäre doch Sünde und Schande, wenn ein Mann, anstatt über seine Begierden zu herrschen, sich von ihnen beherrschen ließe.“ — Es ist weise, sich ein erlaubtes Vergnügen zu versagen, um die Lust nach unerlaubten Vergnügungen desto leichter überwinden zu können. (Münchs Lesebuch.)

---

19. Die zu lange aufgeschobene Beicht.

Wie gefährlich für das Seelenheil es sei, das Beichten von einem Tag auf den andern zu verschieben, zeigt nachfolgendes Beispiel: „Ein großer Sünder, der sein Leben in einer Gewohnheit der gräulichsten Ausschweifungen zugebracht hatte, ward gefährlich krank. Ein frommer Priester, der ihn liebte, besuchte ihn und wollte ihn bereden, endlich auf sein Seelenheil zu denken. Der Kranke gab ihm keine Antwort. Der Priester stellte ihm die Gefahr vor, in der er wäre, und ermahnte ihn zur Beicht. „Ja, ja!“ sagte er endlich, ich will beichten;“ aber er schob es immer auf. Der Priester, vom heiligen Eifer beseelt, drang noch heftiger in ihn. „Nun, so sei es gleichwohl! versetzte der Kranke; „kommen sie morgen! da werde ich Ihnen beichten.“ Am andern Morgen stellte sich der Priester ein; und da sie allein waren, machte er das Kreuzzeichen und wollte die Beicht anfangen. Eine geraume Zeit sagte der Kranke kein Wort; endlich sprach er mit einer fürchterlichen Stimme die schrecklichen Worte der heil. Schrift (Psalm 111). aus: „Peccator videbit et irascetur;“ das heißt in deutscher Sprache: „Der Sünder wird seine Augen öffnen und erbittert sein.“ Im nämlichen Augenblick steckte er seinen Kopf unter die Decke und verbarg sein Gesicht, ohne weiter zu reden. Der Beichtvater deckte ihn auf und sagte: „Nun ist nicht mehr Zeit, die Sache zu verschieben, sondern ohne Verzug zu beichten.“ — „Ja, ja, mein Vater!“ gab er zur Antwort, „ich will beichten;“ und setzte zugleich in

jenen Worten fortfahrend, die schaudervollen Worte bei: „Dentibus suis fremet et tabescet;" welches heißt: „Der Sünder wird mit seinen Zähnen knirschen und beben vor Wuth;" und wie das erstemal, so verbarg und versteckte er sich jetzt wieder im Bette. Der Beichtvater deckte ihn wieder auf, und beschwor ihn mit Thränen, auf Gott und seine Beicht zu denken. „Ja, ja!" sagte er abermal, „wir wollen beichten;" versteckte dann sein Angesicht zum dritten Male, vergrub sich mit verwirrten Blicken noch tiefer in's Bett und rief: „Desiderium peccatorum peribit;" das heißt: Der Wunsch des Sünders wird vereitelt." Der Beichtvater deckt ihn nun das dritte Mal auf, und wie wird er betroffen! — er findet ihn todt."

Lernet aus dieser Geschichte wie übel diejenigen thun, die ihre Beichten immer aufzuschieben suchen, die immer nur das Wort im Munde führen: morgen, morgen! — Gott ist freilich langmüthig und voll Erbarmung; er will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe; aber vergessen sollet ihr niemals, daß er auch gerecht ist, und daß seine Rache gegen den Sünder losbricht; und wehe dann dem Unbußfertigen! —

(Aus Beaudrans geistlichen Schriften.)

---

20. Halte auch deine Untergebenen zur öfteren Beicht an.

Ludwig IX., König von Frankreich, ermahnte auf seiner Rückreise von Palästina Jedermann auf dem Schiffe, selbst die Matrosen, die heilige Beicht zu verrichten. Er setzte hinzu: Fürchtet euch nicht, daß während der Beicht der Seedienst leiden werde! Ich selbst will indessen statt desjenigen, der da beichtet, die Arbeit verrichten, selbst das Ankerseil winden oder sonst wo zugreifen. Diese Worte wirkten so auf die Seeleute, daß manche, die seit mehreren Jahren an die Beicht nicht einmal dachten, mit allen Merkmalen einer aufrichtigen Bekehrung ihr Sünden-Bekenntniß ablegten, und sich mit Gott aussöhnten.

(Berault-Berkastel's Gesch. d. Kirche. Bd. 13. S. 81.)

---

21. Empfange öfters die heil. Communion, oder: Maria Angela.

Der andächtigen Seele, die ihre Wonne in dem allerheiligsten Altars-Sakramente findet, ist nichts erwünschter, als die öftere Kommunion. Aber wie viele Hindernisse legt ihr in dieser Hinsicht das Weltleben in den Weg! Dieß fühlte schon in ihrer zartesten Jugend Maria Angela, die mit hoher Geburt die ausgezeichnetste Frömmigkeit verband. Ueberzeugt, daß die Süßigkeit des verborgenen Manna nur von Jenen ganz könne gekostet werden, die in Abgeschiedenheit von der Welt leben, beschloß sie, nachdem sie ihre Mutter verloren hatte, Alles zu verlassen, um sich das Glück, öfters zu communiciren, verschaffen zu können. Sie verließ den väterlichen Palast, sagte Lebewohl dem holden Lande, wo sie das Tageslicht erblickt hatte, und begab sich in ein entlegenes Kloster, um sich in der Stille des Dunkels und des Schweigens einzig mit dem zu beschäftigen, der ihre Liebe war. Als sie in dem Wohnsitze der Unschuld und des Friedens, den sie sich auserkoren hatte, angelangt war, enthüllte sie der Vorsteherin und dem Beichtvater des Klosters, zwei heiligen Seelen, die verborgensten Falten ihres Herzens und bekannte ihnen, was sie am Kräftigsten bewogen hätte, die Welt zu verlassen, nämlich die Hoffnung, öfter und würdiger das hochheilige Sakrament empfangen zu können. Die Vorsteherin, wie auch der Beichtvater wurden von der Zärtlichkeit dieser für ihren göttlichen Bräutigam voll Liebe glühenden Seele gerührt; sie konnten einem so lebendigen und reinen Glauben nicht abschlagen, was sie als ihr einziges Glück verlangte; auch erlaubten sie ihr, nachdem sie einige Zeit geprüft worden war, eine öftere, ja ein Jahr nach Ablegung ihrer Gelübde, eine tägliche Communion. — Wer vermag das Glück zu beschreiben, welches die Schwester Maria Angela empfand, als sie sich nun jeden Tag mit diesem ewigen Brode nähren durfte, das vom Himmel herab gekommen ist, und alle Süßigkeit in sich begreift, mit dieser himmlischen Speise, mit diesem göttlichen Mahle, mit diesem Sakramente Jesu Christi?! Sie lebte nur ihrem Jesus und pries die erbarmungsvolle Hand, welche sie der Welt entzogen und von den Hütten der Sünder entfernt hatte, wo Alles nur Treulosigkeit, Betrug und Verführung ist. Alle Augenblicke, über welche sie zu verfügen hatte,

brachte sie vor dem allerheiligsten Sakramente zu, einer vor Liebe seufzenden Taube gleich; und oft, nachdem sie einen ganzen Tag dort verweilt hatte, stand sie in der Nacht, wenn Alles schlummerte, auf, und kehrte nochmal zu ihrer Lieblingsstätte zurück, wo nicht selten die Morgenröthe sie noch betend traf. — Inzwischen starb die Vorsteherin, Maria Angela's zärtliche Freundin, und bald darauf auch der fromme Beichtvater. Dieser war ein heiliger Priester und einer jener Seelenführer, welche am Liebsten an die Quelle alles Guten in der öfteren Communion verweisen; sein gewöhnlicher Spruch war: Um öfter zu communiciren, müsse man heilig leben; um aber heilig leben zu könneu, müsse man öfter communiciren. In diesem Geiste leitete er die Ordensfrauen. Doch die neuerwählte Oberin, sowie der neue Beichtvater waren anders gesinnt; sie fanden für gut, der Schwester Maria Angela alle Freiheiten und Vorzüge, die ihr bisher gestattet waren, einzuschränken, und ihr nur alle vierzehn Tage die heilige Communion zu erlauben. Sie gehorchte ohne Klage und ohne Widerrede. — „Wenn sie mich nur," sagte sie bei sich selbst, „zu den Füßen meines Gottes seufzen lassen! — Seine Liebe wird der Balsam sein, dessen meine Wunden bedürfen. Er allein kennt sie. — Für ihn leide ich. — Er weiß es!" — Allein gewohnt, sich jeden Tag mit Jesus, ihrem einzigen Glücke, in dem allerheiligsten Sakramente zu vereinigen, versank sie nun, da ihr das Brod des Lebens, welches bisher ihren Muth erhalten hatte, abging, vor Liebe, vor übermäßiger, unbefriedigter Begierde in tiefe Trauer, so daß ihre Gesundheit litt; bleich, niedergeschlagen, wie sie war, erkannte man sie kaum wieder; gleichwie eine zarte Blume, die am Morgen ihre duftenden Kelche öffnet, und mit dem sinkenden Abend selbst allmälig dahinwelkt, also schmachtete Maria Angela, und in wenigen Wochen mußte man sie in's Krankenzimmer tragen. Die Oberin erschien alsbald, fand sie sehr übel, und befahl, daß man sie versehen sollte. — Ehrwürdige Mutter! sagte Maria Angela mit sterbender Stimme zu ihr, eure Tochter unterliegt der Krankheit, die sie aufzehrt, und wird bald nicht mehr leben, ausgenommen in eurem Herzen. Versaget mir die einzige Gnade nicht, um die ich euch bitten will! Es ist das erste Mal, daß euer Kind es wagt, eure Güte anzuflehen, und zwar mit sterbenden Lippen — und mit einer Stimme, die

nur noch wenige Worte hat. Lebhaft bewegt — erwiederte ihr die Vorsteherin, daß, falls es anders in ihrer Macht stünde, sie Alles thun würde, was sie verlangte. — Meine Mutter! fuhr Maria Angela fort, heute wird der Gott der Liebe kommen, nach dem fortan mein heißes Verlangen geht, um sein Kind, seine sterbende Braut heimzusuchen, sie zu trösten, aufrecht zu halten und zu stärken. Ehrwürdige Mutter! Ihr habet versprochen, mir die Bitte zu gewähren, die ich an euch stellen würde; nun so befehlet, daß der Weg, worauf Jesus, der König der Herrlichkeit, dieser Gott der Engel und der Menschen, mein Bräutigam und der Eurige, zu mir kommt, mit Blumen bestreut werde, sowie auch der Saal, wo seine Braut von hinnen scheidet! Betroffen besann sich die Vorsteherin einen Augenblick und sprach: Dein Wunsch soll erfüllt werden, mein liebes Kind! und sogleich eilten eine Menge Ordensfrauen herbei und bestreuten die Kirche, die Klostergänge und den Krankensaal mit Rosen, Nelken und Jasmin und mit vielen andern Blumen, die sie mit ihren Thränen benetzten. Indessen nahen alle Schwestern in langem Gefolge heran; eine Kerze in der Hand — begleiteten sie den Gott alles Trostes und gesellten ihre Gesänge zum traurigen Schalle des ergreifenden Glockengeläutes. Beim Herannahen des dreimal heiligen Gottes reißt sich Maria Angela, ungeachtet ihrer äußersten Schwäche, ungeachtet der Bemühungen ihrer Wärterin, die sie zurückhalten wollte, aus ihrem Schmerzenlager, und auf ihren Knien liegend, von einigen Mitschwestern unterstützt, harret sie Desjenigen, für den allein sie noch athmet, und empfängt die heiligen Sakramente mit englischer Liebe, Andacht und Inbrunst. Wenige Minuten hierauf entschlief sie, verklärt wie ein Engel Gottes. — Also verging vor Liebe zu ihrem Gott, in der Blüthe des Alters, diese Liebhaberin Jesu Christi, weil sie sich Desjenigen beraubt sah, den sie so zärtlich liebte! Man fand auf ihrer Brust ein Denkbild, worauf das hochwürdige Gut gemalt war, mit folgender Inschrift: „Um Seinetwillen lebe ich;" und weiter unten war mit zitternder Hand, wahrscheinlich kurz vor ihrem Tode, hinzugefügt: „Um Seinetwillen sterbe ich."

(Nach Dr. Herbst's Exempelbuch, II. Th. S. 399.)

22. Die ausgelassenen Freuden bei Hochzeiten, oder: die gestraften Tänzer.

In der Lebensgeschichte des heiligen Eligius, Bischofes zu Noyon, (um das Jahr 600) lesen wir eine wunderbare Begebenheit, die es uns beweiset, wie sehr Gott dem Herrn ausgelassene Tänze und Lustbarkeiten mißfallen, zumal, wenn man sich selbe zu besonders heiligen oder zu verbotenen Zeiten erlaubt.

Zur Zeit dieses heiligen Bischofes war das Tanzen eine gar übliche Sache; es wurde sehr allgemein und mit Eifer betrieben. Da aber Eligius, der ein ausgezeichnet großer Diener Gottes war, das Tanzen als eine Gott höchst mißfällige Sache betrachtete, so widersetzte er sich demselben aus allen Kräften, sprach sich eifrig dagegen aus, und suchte es abzuschaffen. Er predigte sehr ernstlich, bewies, daß das Tanzen vom bösen Geiste herkomme, und von Gott, weil es ihm höchst mißfällig, auch oft schon mit sehr harten Strafen belegt worden sei. Er bediente sich zum Beweise hiefür der heil. Schrift, und erzählte, wie schändlich die Kinder Israels um das goldne Kalb in der Wüste getanzt haben, und wie deßwegen an demselben Tage auf Befehl Moses, des Mannes Gottes, bei drei und zwanzig tausend Tänzer und Tänzerinen dabei erschlagen worden sind. Allein, wie in unserer Zeit die so gut meinende, seelsorgliche Stimme die vom Bösen abmahnt und vor dem Abgrunde des Verderbens warnt und davon retten will, oft nur verspottet, verachtet und mit Schmähworten überschüttet wird, so ging es auch dem heil. Eligius zu seiner Zeit; seine heilsamen Warnungen und väterlichen Ermahnungen wurden gar nicht beachtet; man spottete seiner, verachtete seine Worte und tanzte fort. Am Feste des Apostelfürsten, des heiligen Petrus, hatte man eben ganz nahe an seiner Wohnung auch einen Tanztag angestellt. Die Spielleute kamen, die Tänzer und Tänzerinen erschienen, der Tanz wurde eröffnet, und das Spiel fing an mit großem Lärm und Tumult. Der Heilige, alles dieses hörend, begibt sich im Feuereifer zu ihnen hin, verweiset ihnen ihr boshaftes Betragen und gebietet Ruhe. Was geschieht aber? — Man lacht, man spottet, nennt ihn einen Narren, und fährt im Tanzen fort. Der heilige Bischof läßt sich jedoch dadurch nicht abschrecken; er erhebt seine Stimme, fängt an ernstlich

zu predigen, ermahnt und bedroht diese Leute mit göttlicher Ungnade, falls sie nicht augenblicklich von ihrem leichtfertigen Tanze abstehen und über ihre Sünden Buße thun würden. Anstatt aber zu gehorchen, werden die Tänzer und Tänzerinen dadurch in ihrer Lust nur noch mehr angeregt, rufen deßhalb in seiner Gegenwart den Spielleuten zu: „Fahret fort, machet noch Einen auf!" und springen dann noch viel ausgelassener, als vorher, tanzend herum. Der Mann Gottes, der über diese Vermessenheit höchst betrübt wurde, richtet nun seinen Blick zum Himmel, wirft sich dann in Gegenwart des Volkes auf seine Kniee nieder und fängt an bitterlich zu weinen; jetzt fleht er mit vielen Seufzern zu Gott, und stellt diese ganze Sache ihm anheim. Und sehet welches Wunder von oben herab! Gott der Herr, der gegen sich und ebenso gegen seine Diener nicht spotten läßt, schlägt augenblicklich diese Tanzenden mit fürchterlicher Strafe; er übergibt sie der Gewalt des bösen Feindes; bei dreißig derselben, (Andere setzen diese Zahl noch höher) werden alsogleich von einer Art Wahnsinn ergriffen. Ach! es war ein schrecklicher Anblick, zu sehen, wie diese Leute sinnlos und wüthend herumtaumelten und schrieen und heulten. Das Wehklagen und das Jammergeschrei in der ganzen Gegend über diese Unglücklichen läßt sich leicht denken; und doch konnte an dieser Trauerscene Niemand etwas ändern; man mußte ihnen in dieser herzzerreißenden Lage freien Lauf lassen, und konnte sie nur dadurch in etwas hemmen, daß man sie in Fesseln legte und an Händen und Füßen festband. Dieser Zustand dauerte ein ganzes Jahr, nach Jahresfrist aber wurden sie von Gott wieder begnadiget und von ihrem Wahnsinn geheilt. Die Sache ging so zu: Als das Fest des heiligen Apostel Petrus wieder kam, ließ der heilige Bischof Eligius die Besessenen in die Kirche führen, hielt eine Predigt, ermahnte Alle zur Buße, und nachdem alles Volk durch häufige Thränen zu verstehen gegeben hatte, daß es zur Buße bereit sei, warf er sich auf seine Kniee und betete mit dem ganzen Volke zu Gott um Befreiung dieser Besessenen. Und sehet da Gottes Barmherzigkeit! Augenblicklich werden die Besessenen erlediget; ihre Plagen hören auf, und Ruhe und Seelenfreude kehrt wieder zurück.

(Aus dem Leben dieses Heiligen, beschrieben von Audoenus, Bischof zu Rouen in Frankreich.)

zu predigen, ermahnt und bedroht diese Leute mit göttlicher Ungnade, falls sie nicht augenblicklich von ihrem leichtfertigen Tanze abstehen und über ihre Sünden Buße thun würden. Anstatt aber zu gehorchen, werden die Tänzer und Tänzerinen dadurch in ihrer Lust nur noch mehr angeregt, rufen deßhalb in seiner Gegenwart den Spielleuten zu: „Fahret fort, machet noch Einen auf!“ und springen dann noch viel ausgelassener, als vorher, tanzend herum. Der Mann Gottes, der über diese Vermessenheit höchst betrübt wurde, richtet nun seinen Blick zum Himmel, wirft sich dann in Gegenwart des Volkes auf seine Kniee nieder und fängt an bitterlich zu weinen; jetzt fleht er mit vielen Seufzern zu Gott, und stellt diese ganze Sache ihm anheim. Und sehet welches Wunder von oben herab! Gott der Herr, der gegen sich und ebenso gegen seine Diener nicht spotten läßt, schlägt augenblicklich diese Tanzenden mit fürchterlicher Strafe; er übergibt sie der Gewalt des bösen Feindes; bei dreißig derselben, (Andere setzen diese Zahl noch höher) werden alsogleich von einer Art Wahnsinn ergriffen. Ach! es war ein schrecklicher Anblick, zu sehen, wie diese Leute sinnlos und wüthend herumtaumelten und schrieen und heulten. Das Wehklagen und das Jammergeschrei in der ganzen Gegend über diese Unglücklichen läßt sich leicht denken; und doch konnte an dieser Trauerscene Niemand etwas ändern; man mußte ihnen in dieser herzzerreißenden Lage freien Lauf lassen, und konnte sie nur dadurch in etwas hemmen, daß man sie in Fesseln legte und an Händen und Füßen festband. Dieser Zustand dauerte ein ganzes Jahr, nach Jahresfrist aber wurden sie von Gott wieder begnadiget und von ihrem Wahnsinn geheilt. Die Sache ging so zu: Als das Fest des heiligen Apostel Petrus wieder kam, ließ der heilige Bischof Eligius die Besessenen in die Kirche führen, hielt eine Predigt, ermahnte Alle zur Buße, und nachdem alles Volk durch häufige Thränen zu verstehen gegeben hatte, daß es zur Buße bereit sei, warf er sich auf seine Kniee und betete mit dem ganzen Volke zu Gott um Befreiung dieser Besessenen. Und sehet da Gottes Barmherzigkeit! Augenblicklich werden die Besessenen erlediget; ihre Plagen hören auf, und Ruhe und Seelenfreude kehrt wieder zurück.

(Aus dem Leben dieses Heiligen, beschrieben von Audoenus, Bischof zu Rouen in Frankreich.)

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zinsler, Joseph

Historische Katechese in auserlesenen Beispielen, Erzählungen und Parabeln über die gesammte christkatholische Glaubens-, Sitten- und Tugendmittel-Lehre ein Anhang zur dritten Auflage der 'Ausführlichen Katechese' des P. Ildephons da Bressanvido ; zugleich ein christliches Lesebuch für Schule
Bd.: 3

Augsburg 1854

Catech. 825 c-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10390378-2